Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 34 **Marburg i. H., den 21. August** **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Abels Nachtgebet — Jenseits — Unsere nächste und unsere höchste Aufgabe — Das religiöse Erlebnis. 2 — Siegfried Lipiners Adam — Graf Tisza als Calvinist — Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland. 8 — Verschiedenes: Friedrich Michael Schiele †; Dogmengeschichte der alten Kirche (Wiegand); Eine schier unglaubliche Verunglimpfung Hegels; Der Kampf um die nassauische Generalsuperintendentur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Abels Nachtgebet

Tritt aus dem Dunkel, — sag, daß du hier bist,
Daß nicht so einsam das Herz in mir weine;
Laß mich dich schauen, wenn du bei mir bist,
Nimm meine Hand, Herr, reich mir die deine.

Denn alle Lichter des Himmels entschwinden,
Schauerlich schweigt die schlafende Herde,
Fernes Gestöhn in den schwellenden Winden,
Fliegendes Laub weht über die Erde.

Laß deine Stimme, laß Antwort mich hören:
Siehe, das Leben gabst du uns Allen,
Mußt du denn Alle wieder zerstören?
Ist denn nicht Einer dir zu Gefallen?

Ach, und ist Jedem sein Ende beschieden,
Magst doch mit eigener Hand sie verderben!
Kann es nicht sein, daß sie blühen in Frieden,
Sage, muß Eins durchs Andere sterben?

Hast du dem Vogel den Atem gegeben,
Ihn zu ersticken im Rachen der Schlange,
Nimm meinen Atem, o nimm mein Leben!
Bang ist mir, Herr, o traurig und bange! —

Oder ist Torheit vor dir mein Grämen —
Der du so hoch über Sternen ragest,
Weißt du mir Trost, mich ganz zu beschämen:
Sag ihn! Dir glaub ich, was du auch sagest!

Wolken zerteilst du, Windeshauch stillst du,
Pochen des Herzens kündet dein Kommen, —
Hast mich vernommen, und reden willst du:
Rede! rede! wenn du vernommen!

Aber du schweigst, und es wölket sich wieder;
Nimmer wohl sprichst du zu Meinesgleichen —
Nicht auf die Erde steigst du hernieder,
Und in den Himmel kann ich nicht reichen.

Aus Siegfried Lipiners „Adam"

Jenseits

Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen. Ps. 139, 6.

Der Tag der Freiheit scheint nicht mehr fern zu sein; die Wahrheit bricht durch die Wolken; denn Menschen sind aufgewacht und führen den Kampf gegen den Jenseitsglauben. Sie gehen an die Wurzeln: „Diese Finsternis muß schwinden in jeder Form."

Sie kämpfen im Namen der Freiheit und der Wahrheit. Wo ist die Freiheit? Sie ist nicht in der Natur, nicht im Sein, sondern im Sollen. Sie wohnt jenseits der Dinge und Tatsachen. Und die Wahrheit? Sie ist kein Ding, sondern ein Wert, der nicht im Gegebenen, sondern jenseits des Gegebenen liegt, ein transszendenter Wert. Im Namen der Freiheit und Wahrheit — das heißt im Namen jenseitiger Werte das Jenseits in jeder Form bekämpfen. „Solche Weisheit ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen."

Ein Freidenker kam hergereist und hielt eine feurige Rede gegen die Jenseitsreligion des Christentums. Nicht gegen jede Religion, durchaus nicht. „Laßt uns in das Ewige schauen!" sagte er. Wir taten es und schauten — in das Jenseits. Denn das Ewige ist jenseits unsrer Endlichkeit, unserer Vorstellungen, Begriffe, Gedanken.

Ueberall Grenzen des Bewußtseins, der Erkenntnis, des Wissens, und jenseits der Grenzen soll nichts sein. Warum sagt man denn diesseits? Warum wollen wir über unsern Schatten springen?

Der Alte in Weimar war gewiß ein Freidenker. Es wäre gut, wenn die, die wirklich denken wollen und frei werden wollen vom Nebel der Allgemeinheiten, seinen ausgereiften Rat hören wollten:

Willst du dich im Unendlichen finden,
Mußt unterscheiden, dann verbinden!

Darum unterscheiden wir Diesseits und Jenseits, weil wir uns finden wollen! Um der Klarheit willen können wir den Kampf gegen den Jenseitsglauben „in jeder Form" nicht mitmachen. Wir fürchten im Verschwimmen der Linien beide, die Freiheit und die Wahrheit zu verlieren. Denn Freiheit und Wahrheit läßt sich täglich nur da erobern, wo feste Linien fest gezogen werden.

Feste Linien auch zwischen unserm Ich und dem Urgrund alles bewußten Seins. Nicht um zu trennen, sondern um sie dann zu verbinden, denn unser Ich ist unruhig, bis es Ruhe findet in ihm.

* * *

„Wir lehnen besonders ein Jenseits im Sinne des Christentums ab"...*) Des Christentums? Es gibt viele Christentümer und eins, das noch nicht fertig ist und nie fertig wird, sondern unendliche Aufgabe ist und jetzt eben nach ein paar kurzen präludierenden Jahrtausenden sich anschickt, trockene Deckblätter abzustoßen. Welches wird nun abgelehnt: das Wellengekräusel auf der großen Welle — oder die mächtige Welle selber?

*) Nr. 32, Sp. 763.

Das Christentum, das noch im Werden ist und immer im Werden sein wird, kennt nur ein Jenseits, das Jenseits aller Endlichkeit, Unvollkommenheit, Lieblosigkeit: — Gott. Und dieses Jenseits wird abgelehnt? Darüber wird abgestimmt? Es gibt Humor auch im Jenseits, woher käme er sonst in das Diesseits? „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer“ (Ps. 2, 4). So wie er lachte, — wir reden menschlich —, als Voltaire die Prophezeiung niederschrieb, in hundert Jahren werde die Bibel nur noch als Rarität in Rumpelkammern zu finden sein: da ließ er nach hundert Jahren im selben Hause in Paris ein Bibellager der Britischen Bibelgesellschaft erstehen . . .

* * *

Es läßt sich nicht ablehnen. So wenig wie der Tod und das geheimnisvolle Post mortem. Sören Kierkegaard sagt zu diesen Bemühungen: „Es liegt im Menschengeschlecht, im Geschlecht selbst, eine Schlauheit, die verschlagener ist, als der schlauste Staatsmann. Und diese Schlauheit des Geschlechts ist es gerade, welche die Stellung der Unsterblichkeit verkehrt hat . . . Es ist das Geschlecht, das die Unsterblichkeit wollte abgeschafft haben und es erreicht hat, sie zu einem Problem zu machen.“ Heimlich war manchem Frager bange vor der Unsterblichkeit, und er möchte sie sich eigentlich ausreden lassen. Darum wollte er sie bewiesen haben, „weil er dunkel verstand, daß die Unsterblichkeit, wenn sie Gegenstand für Beweise wird, vom Thron gestürzt, abgesetzt ist, eine arme Bedauernswerte wird, die man necken kann, wie die Philister den gefangenen Simson neckten“ . . . „Die Unsterblichkeit ist das Gericht; es ist weiter kein Wort über die Unsterblichkeit zu sagen. Aber . . . man hat ihr die Autorität abgeschwatzt — indem man sie beweisen wollte und so dem Belieben überließ, ob man sie annehmen will, während es gerade umgekehrt ist: ob du willst oder nicht, danach wird nicht gefragt: Du bist unsterblich — nimm dich in Acht!“

* * *

Im Grunde interessiert uns das Unsterblichkeitsproblem der Philosophie nur von ferne. Wir fragen nicht nach Unsterblichkeit, sondern nach dem lebendigen Gott. In ihm gibt es keinen Tod. Und sein Leben erfüllt auch das Diesseits ganz. Das ist keine moderne, monistische Entdeckung. Daß wir in ihm leben, weben und sind, ist auch nicht nur ein stoischer Gedanke. Wir finden diese Ahnung schon im 139. Psalm. „Von allen Seiten umgiebst du mich!“ Und doch: Bei aller Nähe ist er jenseits unsres Begreifens. „Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen.“

Das sagen wir auch. Darum können und sollen wir zwar den Mißbrauch des Jenseitsglaubens in jeder Form energisch bekämpfen, aber das Jenseits selber, das Unerforschliche, wollen wir ruhig verehren.

P J

Unsere nächste und unsere höchste Aufgabe

Der Ausgang der Fälle Jatho und Traub hat ein neues Licht auf die gegenwärtige Lage unseres religiösen und kirchlichen Lebens geworfen. Er hat uns, wie ich meine, deutlich gezeigt, welche Aufgaben uns gestellt und wie sie zu lösen sind.

In den letzten hundert Jahren hat das evangelische kirchliche Leben in Deutschland seine Gestalt unablässig geändert. In meiner engeren Heimat, im Königreiche Sachsen, lebte man vor 1848 glücklich in dem Christentume, das in den Befreiungskriegen die Herzen gewonnen hatte. Dann begann die Reaktion, die den konfessionellen Partikularismus zur Stärkung des politischen neu belebte. Ihre gesamte Wirksamkeit hat das religiöse und das sittliche Leben ebenso verwüstet, wie der dreißigjährige Krieg das materielle. Nach 1866 milderte man das Staatskirchentum; man begann endlich, evangelische Kirchen zu begründen. Das war eine Zeit der Hoffnung und des freudigen Schaffens. Die sozialen Verhältnisse hatten sich geändert. Im Wettbewerb um materiellen Gewinn verlor die einzelne Persönlichkeit ihre Bedeutung. Man hoffte, sie zu retten in lebendigen Kirchgemeinden, in denen alle Mitglieder Freud und Leid mit einander teilen und ihr religiös-sittliches Leben gegenseitig fördern könnten. Aber die Reaktion — man denke an den Sturz Herrmanns in Berlin — lebte bald wieder auf. Sie fürchtete, das allgemeine Priestertum könne den Konfessionalismus überwinden. Nach ihrem Willen sollte daher die Seelsorge nicht den Gemeinden anvertraut, sondern von außen, durch die Prediger und durch konfessionell gerichtete Stadtmissionare und Vereine an den Gemeinden geübt werden. Um doch neue Teilnahme zu erwecken, ward mehr als bisher die Kunst in den Dienst der Kirche genommen. Architektur, Liturgie, Kirchenmusik, vor allem Beredsamkeit sollten die Herzen gewinnen. Die Gemeinden wurden angehalten, durch hohen Gehalt „hervorragende Kanzelredner“ sich zu erwerben. Wirkungslos ist der „ästhetische Konfessionalismus“ nicht geblieben; aber das Rätsel der Zeit hat er nicht gelöst.

Da hat eine moderne Richtung Macht gewonnen, die den Druck des Konfessionalismus brechen wollte. Sie hat verschiedene Forderungen erhoben; wenn nicht die Trennung der Kirche vom Staat, so doch die Freiheit der Gemeinden und der Geistlichen in der Wahl der Glaubensrichtung. Kurz gesagt: die Ueberwindung der konfessionellen Gesetzlichkeit durch die Befreiung des modernen Subjektivismus sollte aller Not ein Ende machen. Meinerseits war ich, als die letzten Kämpfe begannen, überzeugt, daß diese Forderungen kaum Erfolg haben würden. Die evangelischen Landeskirchen stehen den geschlossenen Mächten des Katholizismus und der atheistischen Sozialdemokratie trotz aller Mängel doch immer noch als geschlossene Mächte gegenüber. Freischaren aber sind nicht im Stande, Armeen zu besiegen. Man braucht dem Verfahren gegen Jatho und Traub nicht zuzustimmen: in beiden Fällen aber konnten die Richter doch meinen, daß sie wesentliche Interessen der Kirche zu vertreten hätten.

Was ist denn nun unsere Aufgabe? Ich meine, es ist vor allem die Erkenntnis zu begründen: das Deutsche Reich ist endlich geschaffen; bestehen aber kann es nur dann, wenn unsere Nation religiös und sittlich geeint, wenn also die christliche Kirche der deutschen Nation begründet ist. Unabsehbare Zeit mag vergehen, ehe dies Ziel erreicht ist; das Ziel selbst aber dürfen wir nie aus den Augen verlieren. Die Religion ist das Lebensblut, die Kirche das Herz der Nation. Die kirchliche Zersplitterung konnte bestehen, so lange Deutschland noch ein zerfallendes Konglomerat ungeeinter Staaten war. Das geeinte Reich aber zerfällt wieder, wenn der religiöse Zerfall nicht aufhört, sondern fortschreitet. Das wußte Bismarck wohl; darum begann er den „Kulturkampf“. Bismarck mag ihn aus verschiedenen Gründen abgebrochen haben; der Grund aber trat doch klar zu Tage, daß der Konfessionalismus Hengstenbergs, Kögels, Stoeckers ganz unfähig war, die deutsche Nation religiös und sittlich zu einen. Für uns aber ist die religiöse Frage wie für keine andere Nation die eigentliche Existenzfrage. Jede der drei uns feindlich gesinnten Nationen, die französische, die englische, die russische, ist schon durch ihre Natur und ihre Geschichte innerlich fest geeint. Eine jede von ihnen wird im Kampfe um ihre Existenz Alles an Alles setzen, auch wenn sie zu keiner religiösen Erhebung käme. Unsere Katholiken aber würden ihre Nation unbedenklich ihrer Kirche, unsere atheistischen Revolutionäre würden sie sofort ihren revolutionären Bestrebungen opfern. Der Parteiegoismus ist bei uns bis in das Herz unseres nationalen Lebens gedrungen. Nur eine mächtige religiöse Bewegung, wie die der Befreiungskriege, ist im Stande, im Augenblicke der Gefahr das deutsche Volk und das deutsche Reich zu retten. Wer also irgendwie um die Existenz unserer Nation besorgt ist, der muß dafür mit eintreten, die christliche Kirche der Deutschen Nation zu schaffen.

Wer aber das erkannt hat, der kann nicht daran denken, von einem Idealbilde auszugehen. Er wird in seinem reformatorischen Wirken zunächst auf die Forderung sich beschränken, seine eigene Landeskirche immer mehr von dem zu befreien, was sie hindern würde, mit der zu schaffenden Kirche der deutschen Nation Eins zu werden. Dabei können individuelle Verschiedenheiten fortbestehen; die aber müssen beseitigt werden, die isolierenden Partikularismus begründen würden.

Danach handelt es sich vor allem darum, die Einheit im Glauben, ein einmütiges christliches Bekenntnis, zu gewinnen. Dem vor allem widerstrebt der „Liberalismus". Er meint, ein Bekenntnis, dem kein Christ sich entziehen könne, sei unmöglich. Aber was ist denn die wahre Religion? Und was ist ihr zutreffender Ausdruck? Ich denke: ein Blick auf die Geschichte kann uns darüber belehren. Rom lehrt: die wahre Religion ist willenloser Gehorsam gegen die Hierarchie. Das war berechtigt, so lange die Hierarchie berechtigt war. Der unmündige Sohn rettet seine Seele durch absoluten Gehorsam gegen den Vater. Und wenn der Katholik seinem Priester gehorsam ist, willenlos wie ein Leichnam, so ist das nicht nichts, sondern es kann der Eintritt sein in die enge Pforte, die zum Leben führt. Welche religiös-sittliche Bedeutung dieser Gehorsam haben kann, das haben vor allem die wirklich religiösen Erfolge der Kreuzzüge gelehrt. Aber der gereifte Sohn muß mündig werden. Er muß dem mit jeder Regung seiner Seele gehorchen, dessen Stellvertreter nur der Vater war. Das ist Gott. Um diesen Unterschied handelt es sich zwischen den beiden Konfessionen. Auf Gott wollen beide vertrauen; der Katholik mittelbar, indem er dem Priester vertraut; der Protestant unmittelbar, ohne den Priester. Das Ideal des Protestanten ist demnach dies: ich lebe nicht mehr, sondern Gott lebt in mir. Dazu ist er von Christo selbst angeleitet. Man denke an sein Wort: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut als der Eine, Gott; und Niemand wird gut als durch den Einen, Gott." Gott ist nicht nur der Schöpfer und Herr der menschlichen Seele. Er selbst vollbringt, richtend und erlösend, das ganze Heilswerk in ihr. Das ist der wahre, vollständige, christliche Gottesglaube. Luther hat den nicht erreicht. Weit übertraf er den Katholizismus, und er durchbrach ihn durch seine Erfahrung: ich bin ein sündiger Mensch; ich bedarf eines gnädigen Gottes. Aber er erkannte nicht, daß er eben in diesem doppelten Erlebnis seiner Seele den richtenden und erlösenden Gott bereits in seiner Seele besaß. Denn seiner eigenen Vernunft und Kraft hatte er weder diesen sittlichen Ernst noch dies Verlangen nach vollem Heilsbesitz zu danken. Beides war eben Gottes Werk in ihm. Auch die Morgenröte kommt von der Sonne, nicht von der Nacht. Aber Luther konnte noch nicht das Vertrauen gewinnen, daß der ewige Erlöser, der das Heil in ihm begründet hatte, es nun auch selbst vollende. Ich kann hier nicht alles darlegen, wodurch das verhindert ward. Aber man denke daran, daß auch für Luther durch die Herrschaft der Hierarchie Gott in die Ferne getreten, daß noch eine Fülle abstrakter Begriffe — Gesetz, Evangelium, Verdienst Christi, Zurechnung usw. — zwischen ihn und Gott getreten war. Das „Christentum Christi", der Unterschied zwischen der synoptischen ewigen Lehre Jesu und der Lehre der Kirche, war noch nicht entdeckt. Dieser Mangel der Erkenntnis unseres Reformators tritt vor allem in unserem allein noch volkstümlichen Bekenntnisse, in Luthers (kleinem) Katechismus, zu Tage. Er bietet in der Tat nur ein dürftiges Bruchstück der christlichen Gotteserkenntnis dar: ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat und erhält. Daß Gottes allmächtige heilige Liebe in jedem Augenblicke das Gericht gegen jede sündige Regung in der menschlichen Seele vollzieht und zugleich schöpferisch darnach ringt, die Seele zu neuem Leben zu entfalten, das kommt in diesem Bekenntnis nie zu klarem Ausdruck. Es kann bei dieser Anleitung nicht gelingen, den rechten sittlichen Ernst in den Seelen zu erwecken. Ich meine daher, man sollte nur das erste und das dritte Hauptstück aus Luthers Katechismus im Religionsunterrichte der Schule beibehalten, aber mit dem größten Fleiße die ewigen Worte Jesu über Sünde, Schuld, Strafe und Erlösung den Kindern einprägen. Uns ist der Gottesglaube Jesu von neuem klar erschlossen. Wir können in den Schriften und in der Seele Kants lesen und von ihm lernen, daß jeder richtige Gedanke, jede wertvolle schöpferische Tat, jeder wahrhaft sittliche Entschluß in einer menschlichen Seele die Tat einer Macht ist, die in uns lebt und wirkt und erhaben ist über alles menschliche Sein und Leben.

Aber der Mangel im Gottesglauben Luthers war für seine Zeit unvermeidlich, ja notwendig. Hätte Luther in seiner Zeit klar und absolut dem Glauben an die Hierarchie den reinen Gottesglauben gegenübergestellt, dann konnte das Volk auf die Pfade der Mystiker und Schwärmer geleitet werden und dazu kommen, alles Geschichtliche, Christus, die Bibel und die Kirche, gering zu achten. Denn Verständnis der Geschichte war noch nicht vorhanden. Das Geschichtliche stand dem Ewigen als rein menschlich, vergänglich gegenüber. Niemand hatte noch erkannt, daß geschichtlich wertvoll nur das ist, was die Erkenntnis und den Sieg des Ewigen im Zeitlichen fördert. Der höchste dieser Siege ist Christi Person und Werk, die Begründung unserer wahren Gemeinschaft mit Gott.

Meinerseits glaube ich, daß sich aus all diesen Betrachtungen ergibt, es müsse doch möglich sein, ein Bekenntnis zu finden, das es vermag, die ewige Religion zu klarem Ausdruck zu bringen und unsere Nation in ihr zu einen. Es ist das Bekenntnis: ich glaube an Gott den Vater; ich setze mein Vertrauen nicht auf die Welt und nicht auf mich selbst, sondern auf Gott, meinen allmächtigen Schöpfer, Richter und Erlöser, offenbart in Christo und seiner Gemeinde (in der das Vergängliche immer mehr vom Ewigen absorbiert wird). Das ist nur ein Fingerzeig, ein schwacher Versuch. Die mehr vermögen als ich, werden von hier aus mehr und Besseres finden. In einem solchen Bekenntnis können alle wahren Christen Eins werden. Für dies Bekenntnis können Alle eintreten; denn es bietet im innersten Anschluß an Christi eigene Grundanschauungen religiös und sittlich mehr als der Konfessionalismus.

Ist dies Bekenntnis zum Siege gekommen, dann ist das allgemeine Priestertum möglich geworden, das unmöglich ist, so lange alle Mitarbeiter in der Gemeinde doch eigentlich konfessionelle Theologen sein müßten. Dann endet auch der Kampf zwischen Kirche und Schule. Die Schule, die zu diesem Bekenntnisse wirklich sich hält, kann ruhig dem Staate überlassen werden. Sie wird dann, mit der christlichen Kirche innerlich geeint, gemeinsam mit ihr darnach ringen, das deutsche Volk zu einem christlichen Volke zu erziehen, das im Stande ist, allen Nationen das darzubieten, was alle bedürfen. Das Volk Luthers, Kants, der Befreiungskriege ist dafür verantwortlich, daß alle Nationen das Christentum Christi kennen lernen. Löst unsere Nation diese Aufgabe, die ihr anvertraut ist, dann wird sie mehr als durch Kriegsrüstungen den Frieden in der Welt sichern. Durch konfessionellen Zwist und durch Parteiegoismus kann sie diese Aufgabe nicht lösen.

Aus den bis dahin dargelegten Anschauungen ergeben sich die in den einzelnen Landeskirchen notwendigen Reformen von selbst. Jede Kirche muß so gestaltet sein, daß sofort erkannt wird, die Seelsorge (Aller an Allen) sei ihr Beruf. Der Beruf, die Seelsorge zu leiten, das Pfarramt, muß sofort als ihr höchstes Amt sich darstellen. Ein festes Kirchenregiment ist natürlich notwendig. Aber es darf nur durch rein kirchliche Behörden geübt werden. Das Patronatswesen und das Hineinregieren der bürgerlichen Orts- oder Bezirksbehörden ist absolut zu beseitigen. Ueber die Gestaltung der Organe des Kirchenregiments, über die Wahl ihrer Mitglieder, über ihr Verhältnis zur Gesamtvertretung der Kirche und zur Staatsregierung habe ich hier nicht zu sprechen. Zunächst kommt eben alles darauf an, die freie Entfaltung und die Betätigung der Seelsorge Aller an Allen zu ermöglichen und als den wahren Lebensgehalt der Kirche klar zum Ausdruck zu bringen. Dazu ist vor Allem notwendig, daß alle mit der Seelsorge betrauten Geistlichen absolut gleichgestellt werden. Die Uebertragung eines kirchenregimentlichen Amtes an einen mit der Seelsorge betrauten Geistlichen ist nach meiner Ueberzeugung ein Widerspruch in sich selbst. Wohl aber ist dafür zu sorgen, daß ein dazu Geeigneter die Amtsbrüder seines Bezirks zu einer vorbildlichen Gemeinde eint. Jeder Geistliche muß seine Gemeinde und sein von ihr gewähltes Presbyterium haben, das mit ihm gemeinsam die Seelsorge Aller an Allen aufrecht erhält. Solch eine Gemeinde darf nicht mehr als höchstens 4000 Mitglieder haben. Nur drei solcher Gemeinden dürfen dieselbe Kirche gemeinsam benutzen, also eine Parochie bilden. Das ist immer mein Grundsatz gewesen. Und es gereicht mir zur Freude, daß auch Luthardt unter der Zustimmung der sächsischen Landessynode denselben

Grundsatz vertreten hat. Die Geistlichen sind das Band, das die Gemeinden zur Kirche eint. Sie sind daher von der Landeskirche zu besolden, aber auf Vorschlag des Kirchenregiments von den Gemeinden zu wählen, vorausgesetzt, daß beide Teile Parteiegoismus nicht kennen.

Die Gedanken, deren Kern ich hier dargelegt habe, sind mir rein aus der Erfahrung entsprungen. Es ist jetzt genau ein halbes Jahrhundert vergangen, seit sie mir sich unabweisbar aufgedrängt haben. Ich stand damals, in der schlimmsten Reaktionszeit, in einer kirchlich sehr lebendigen Gemeinde der guten Stadt Osnabrück, die vom Kampfe der Konfessionen und der kirchlichen Richtungen auf das Tiefste bewegt war. Man forderte von mir, daß ich den Weg zum Frieden zeigen sollte. Da beherrschte mich die Erkenntnis: dieser Kampf wäre unmöglich, wäre im sechszehnten Jahrhundert der Uebergang vom Glauben an die Hierarchie zum Gottesglauben Jesu Christi gefunden worden. Das sprach ich aus. Daraus entstand ein „Fall", der aber nicht von heute auf morgen entschieden ward, sondern drei Jahre währte. In dieser Zeit schrieb ich meine Schriften „Die Hauptpunkte der christlichen Glaubenslehre" und „Bibel und Bekenntnis", die meine, noch heute unveränderte, Ueberzeugung aussprachen. Mein „Fall" endete günstig. 1872 kehrte ich ohne meine Veranlassung aus der hannöverschen in die sächsische Landeskirche zurück. Unter dem Beistande eines ausgezeichneten Kirchenregiments ward es möglich, zwei Parochien von je 50000 Mitgliedern in 8 Parochien aufzulösen. Die mir verbliebene Parochie ist jetzt auf reichlich 24000 Mitglieder gewachsen. Das zu verhindern wollte ich sie rechtzeitig in zwei Parochien teilen. Der Kirchenvorstand ging weiter, wäre aber auch mit meinem Plane zufrieden gewesen. Ich war dem Abschluß meiner organisatorischen Arbeit nahe; aber die Genehmigung unseres Planes ward gehemmt, bis er nicht mehr auszuführen war. Da schied ich aus meiner kirchlichen Tätigkeit aus, ohne mein Ziel erreicht zu haben.

Seitdem ist mein Leben freudlos gewesen. Von meinen Ueberzeugungen aber habe ich nicht gelassen. Von einem Freunde veranlaßt, habe ich sie (1892) in meiner Schrift „Die evangelische Gemeinde" dargelegt. Nach den letzten Fällen, die alle Landeskirchen tief bewegt haben, mußte ich noch einmal an das erinnern, was in der Erfahrung sich mir als notwendig für unser kirchliches Leben ergeben hat. An dem Beispiele der sächsischen Landeskirche versuchte ich nachzuweisen, wie durch allmähliche Reformen wir der christlichen Kirche des Deutschen Reiches näher kommen können. Das geschah in der Schrift: „Die notwendige Fortbildung der evangelischen Landeskirche im Königreiche Sachsen." (Leipzig, M. Heinsius Nachf. 1913. 95 S. 1,80 Mk.)

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auch den Lesern der Christlichen Welt meine Gedanken noch ein Mal darzulegen. Vielleicht fördert ihre Prüfung die Erkenntnis dessen, was für unsere Zeit notwendig ist, wenn auch inzwischen meine nur noch wenigen Lebenstage zu Ende gegangen sein werden.

Emil Sulze

Das religiöse Erlebnis

2

Ein Erlebnis beschreiben und zergliedern, heißt, es verstehen, aber nicht, es begreifen. Die Erkenntnis bedarf unumgänglich der Fundierung durch die Psychologie, aber sie will und muß mehr wollen als diese. Hier setzt das unausrottbare „metaphysische Bedürfnis" des Menschen ein. Aus der notwendigen Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit des Bahnbrechers heraus hat Dilthey, auch hier Kants echter Schüler, der Metaphysik das Recht auf Dasein bestritten. In diesem Umfang ganz sicher mit Unrecht. Es ist für unsere Aufgabe durchaus notwendig, und sie ist schon halb gelöst, wenn es gelingt, daß wir hier, und sei es nur in den Hauptpunkten, klar sehen.

Es ist nicht zu leugnen, daß von dem historischen Gesichtspunkte aus, wie er heute noch — obwohl gerade die bedeutendsten Historiker ihn zu verlassen beginnen — von den meisten Vertretern der Geschichtswissenschaft eingenommen wird, alle Systeme der Metaphysik als relativ erscheinen.*) Da tauchen dann die spöttisch lächelnden Mienen aller derer auf, die nie wie jene großen Denker die tiefe Qual geistigen Ringens durchlebt haben, und weisen hin auf das beständige Steigen und Fallen von Gebäuden in einer manchmal so erbärmlich kurzen Spanne von Zeit, während die betreffenden Gründer immer geglaubt hätten, sie bauten für die Ewigkeit. Die Geschichte der Philosophie wird zu einer Totenkammer; man bewundert die Mumien, aber man ist froh, nicht mehr unter der Herrschaft dieser Könige zu stehen. Trotz allem Schein der Richtigkeit ist diese Ansicht oberflächlich. Wie eine sittliche Handlung nicht nach ihrem Erfolg, sondern nur nach ihrem innersten Motiv beurteilt werden darf, wie so in einem heidnischen Brauch mehr sittlicher Ernst stecken kann als in den Zeremonien einer christlichen Gemeinschaft, so kann in einer „veralteten" Metaphysik mehr Weisheit sein als in der modernsten Erkenntnistheorie, und das nicht im Hinblick auf einzelne Bemerkungen, sondern auf das Ganze. Jedes große metaphysische System hat nicht nur eine Abszisse, sondern auch eine Ordinate. Mit jener verläuft sie und verschwindet in der Linie der Zeit, mit dieser weist sie in die Ewigkeit. In zeitlichen Abständen steht so eine Parallele neben der andern, aber wie diese treffen sie sich im Unendlichen. Die jetzt teilweise herrschende Auffassung ist falsch, die in den Systemen der Metaphysik nur Gebilde der Intelligenz sieht. Diese gibt nur das Gerippe ab. Die Metaphysik steht fast genau auf der Mitte zwischen Kunst und exakter Wissenschaft. Und daß sie jenes ist, ist nicht ein Fehler oder nur ein Schmuck, sondern auch eine Offenbarung der Wahrheit. Denn — und das ist vielleicht der wichtigste Gedanke, der in diesen Zeilen zum Ausdruck kommt — die Wahrheit ist nicht identisch mit Erkenntnis. Ich versuche, das an einem Beispiel zu verdeutlichen.

Selten hat es ein Philosoph so sichtbar gemacht, wie er sich von allen Vorurteilen zu befreien suche, als Descartes.**) Mit seinem Zweifel geht er so weit, daß er nicht einmal mehr ohne Weiteres daran glauben wolle, daß Zwei mal Zwei Vier ergebe. Er versucht es, sich dem absoluten Nichts gegenüber zu setzen, und doch endet seine Arbeit mit dem vollen Glauben an Gott, und zwar an einen Gott, dem fast sämtliche Attribute der damaligen Zeit zugeschrieben werden. Eine Tatsache, über welche Voltaire seinen beißendsten Spott ausgegossen hat. Und dennoch, wie täppisch plump, trotz aller Grazie, war dies von diesem! Denn es kann ruhig zugegeben werden, daß Descartes darin irrte, wenn er glaubte, sich auch von seiner Vorstellung Gottes freimachen zu können, es ist wahrscheinlich, daß diese stillschweigend und ihm verborgen von Anfang an in seinem Philosophieren darin war. Was folgt daraus? Daß ein neuer Philosoph kommen mußte und kam, um Descartes seine Trugschlüsse nachzuweisen? — Man kann die Logik des Descartes im Aufbau seines Systems durchaus falsch finden, damit fällt trotzdem, so paradox es klingt, das System nicht. Wir und nur wir sind es, die es zerstören, weil wir es nur logisch sehen. Denn die Logik und Systemsucht des großen Franzosen war nur der dürre Stab, an dem ein lebendiger Baum emporwuchs. Wie nach einem Worte Schillers das poetisch Schönste gerade das ist, was zwischen den Zeilen steht, so eignet es den großen Metaphysikern, daß ihr Herz größer ist als ihre Begriffe. Sie selbst und die Meisten von uns werden das nicht wahr haben wollen, eben weil wir glauben, der Weg nach der Erkenntnis sei auch der zur Wahrheit. Aber eines der schönsten und tiefsten Worte Pascals lautet: Le coeur a ses raisons que la raison ne connaît pas. Wie kommt es denn, daß man immer mehr und mehr einzusehen beginnt, wie in den Werken dieses Mannes eine Fülle von Weisheit ausgebreitet ist, oder sagen wir, da jene ja bislang nur für den Hausgebrauch gilt, von Wissen. Und doch war die Lektüre des Verfassers der Pensées eingestandener-

---

*) Näheres darüber in meinem Aufsatz „Der Entwicklungswahn" in Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst Nr. 45 und 46 der Hamburger Nachrichten 1912.

**) Vgl. die soeben erschienene Schrift: Descartes Begründung der Erkenntnis. Von Dr. Heinrich Barth. Bern, Max Drechsel 1913. 90 S. 2,80 Mk.

maßen nur die Bibel. Wenn es nicht so ist, daß über alle Trennungen, die wir zwischen Herz und Verstand errichtet haben, dennoch zwischen beiden eine Beziehung in einem Dritten besteht, wie ist es möglich, daß, um aus tausend Fällen nur einen herauszugreifen, der Gedankengang des Cogito ergo sum sich schon genau so bei Augustin findet? Ebenso, wie es notwendig ist, zum Verständnis des Seelischen die Aeußerungen bedeutender Menschen heranzuziehen, so werden wir auch auf ihre Worte zu lauschen haben, wenn sie etwas sagten, was ihnen die Wahrheit war, nämlich um das Seelische zu begreifen. Eine ganze Welt, die bisher nur zu Erbauungszwecken da zu sein schien, harrt hier der Nutzbarmachung für die Wahrheit, und das auch im Sinne einer strengsten Erkenntnis. Auch das Böse ist ein Irrtum; auch das Falsche ist ein Böses.

Langsam beginnt sich auf dem Gebiete der Aesthetik die Anschauung Bahn zu brechen, daß die Ansicht von dem absolut Schöpferischen der Seele nicht mehr haltbar ist, daß das Wort „Einfühlung" durch das der „Erfühlung" zu ersetzen sei. Und das große Kunstwerk wird dann in einem tieferen Sinne als bisher zu einer Offenbarung. Ein gotischer Dom ist mehr als nur das Haus für einen Glauben. Und so ist jede echte Metaphysik etwas Anderes als eine Konstruktion; gerade was vorher an ihr das Wesentliche schien, die jeweiligen Resultate, wird zum Unwesentlichen; was aber bleibt, ist das Große der Konzeption im künstlerischen und erkenntnistheoretischen Sinne. Denn waren sie vorher auch geschieden und gehen sie nachher auch wieder auseinander — hier fanden sich immer, wenigstens einmal, Herz und Verstand.

Etwas Anderes ist es nun freilich, der Metaphysik ihr Recht auf Dasein zu geben, etwas Anderes, ihr ihren Platz für die letzten Gründe anzuweisen. Es ist mit ihr wie mit so manchen Lehren der Kirche: entstanden aus der Sehnsucht der Seele, werden sie schließlich zu ihrem Kerker. Sie nimmt ein Axiom, nämlich den Satz vom Grunde, der für die Erkenntnis, wenn auch nicht für den Sinn der Welt die besten Dienste leistet, hinüber in ein Reich, das seinen unendlichen Wert nur behält und dadurch hat, daß es über allen Axiomen, also auch über diesem letzten steht. Während Andere zu wenig tun, tut die Metaphysik zu viel. Jede Metaphysik hat nur in dem Einen ewigen Bestand, was in ihr meta-physisch ist. Sie ist ebensowenig durch eine andere widerlegbar, wie die Madonna Raffaels durch den Moses des Michelangelo. Welche Aufgabe und welches erhabene Ziel, getrieben von heißer Sehnsucht nach einem Höchsten und Letzten, und doch jede Fiber beherrscht von kühl abwägendem Urteil des Möglichen und Unmöglichen, aus reinem Geist und dem Gefüge kristallener Gedanken von der untersten Tiefe bis zur höchsten Höhe des All ein gigantisches Bauwerk zu türmen! Ist das nicht genug? Freilich gehört dazu Entsagung; aber soll der Metaphysiker darin zurückstehen hinter jedem echten Künstler? Die Menschheit hat für Beide dieselben Kränze. Aus kristallenen Sphären baute sich die Antike ihren Himmel auf, ihr Zusammenklang gab die Harmonie der Welt. Nur einen Ton, aber keinen Klang gibt diejenige Metaphysik, die sich für abschließend hält. Aber nur, wer die Kunst für nicht nötig hält, kann auch der Metaphysik ihr Recht auf Dasein bestreiten.

Was bleibt dann aber noch übrig, als ein Verzicht auf alle letzte Wahrheit? — Alles! Ja, wenn es so wäre, daß irgend eine Metaphysik in jedem ihrer Teile wirklich die ganze Wahrheit wäre — und darin sind sowohl diejenigen eingeschlossen, die zu Gott hinzuführen, als diejenigen, welche von ihm fortzuführen versuchen — dann wären wir verloren. Aber lächelnd kann man sagen, daß dem nicht so ist. Vorstellungen und Begriffe, Gedanken und Ideen — diese sind das Material der Metaphysik — können wohl verändernd zurückwirken auf das Gefüge der Seele, aus der sie entstanden sind und die ihnen allein Gehalt gab — auch ein großes Herz kann verwirrt werden. Aber das Dasein dieser Innerlichkeit selbst, nicht in dem Sinne, ob dem nun eine Substanz entspricht oder nicht, auch nicht in dem, ob dazu Bewußtsein nötig sei oder nicht, denn die „Bewußtheit" braucht der Metaphysiker, nicht der Mensch in der höchsten Höhe und der tiefsten Tiefe seines Wesens; dieses Innehaben selbst ist unverlierbar, so lange der Strom dieses Lebens hier um uns wogt, und in ihm schwimmen ja alle die Andern auch, und ebenso wenig wie wir kann einer von ihnen aus ihm heraus. Sie wollen uns manchmal eifernd einreden, sie könnten an das Land; wir wollen uns hüten vor dieser Keckheit. Was die Seele fragte, darf nur die Seele beantworten.

Paul Eberhardt

Siegfried Lipiners „Adam"

Adam. Ein Vorspiel. — Hippolytos. Tragödie.
Stuttgart, W. Spemann 1913. 153 S. 2,50 Mk.

Mit den kürzlich erschienenen nachgelassenen Dichtungen Siegfried Lipiners wird nicht bloß die Christliche Welt, aber sie ganz besonders sich zu beschäftigen haben. Schon des Dichters Jugendwerk „Der entfesselte Prometheus" *), welches von einigen der Größten jener Zeit, einem Friedrich Nietzsche, einem Richard Wagner, hoch gewürdigt, von der weiteren Leserwelt freilich kaum beachtet wurde, fesselte das religiöse Denken und ergriff das religiöse Gemüt durch die genial geschaute, groß ausgeführte Begegnung von Prometheus und Christus; durch das, bei dem eben der Schule entwachsenen galizischen Juden**) besonders merkwürdige Verständnis christlichen Geistes und christlicher Empfindungsweise überhaupt; durch die wahrhaft „gotttrunkene" Grundstimmung besonders des erhabenen Schlußgesanges. Nachdem aber einmal die Gestalt des Gekreuzigten nicht bloß seiner dichtenden Phantasie, sondern seiner ganzen Seele sich bemächtigt hatte, hat sie ihn lebenslang nicht mehr losgelassen; er hat, man darf sagen, bis zum letzten Atemzug gerungen, sie in einer großen Dichtung so, wie sie ihm vor seines Geistes Augen stand, zu verkörpern. Ein kühner Entwurf, ein Vorspiel „Adam" und drei Tragödien: „Maria Magdalena", „Judas Ischariot" und „Paulus in Rom" umfassend, drängte zur Gestaltung. Zweimal stand das gewaltige Werk vollendet; aber noch fand sein Schöpfer nicht das Ganze und Letzte seiner Idee darin ausgeprägt; entschlossen stieß er seinen Bau zweimal wieder um, um ihn ein drittes Mal neu zu errichten. Nochmals stand das Ganze vor seinem Geiste wesentlich fertig da; aber schon zwang eine erbarmungslose Krankheit ihm den Griffel aus der Hand. Nur das Vorspiel kam noch zum völligen Abschluß; wie viel von den übrigen Teilen in druckfähiger, wenn auch fragmentarischer Gestalt noch vorhanden, ist aus den Manuskripten erst festzustellen. Vorerst aber schien es ratsam, das ganz in sich abgeschlossene, bis zum letzten Strich vollendete „Vorspiel", das übrigens die Idee des Ganzen schon deutlich erkennen läßt, für sich herauszugeben. Mit ihm erscheint, in einer auf den ersten Anschein nicht ganz harmonischen Zusammenkoppelung, die selbständige Tragödie „Hippolytos"; doch findet man bei genauerer Erwägung bald der Fäden genug, die vom einen zum andern der beiden auch der Entstehungszeit nach nicht weit auseinanderliegenden Werke hinüberführen. Ist es doch besonders die tiefe Erfassung der griechischen Religiosität, welche dieser erschütternden Liebestragödie den ganz eigenen und tiefen Zug gibt, durch den sie nicht nur vor den früheren, je in ihrer Art klassischen Bearbeitungen desselben Stoffs (Euripides, Seneca, Racine) sich auszeichnet, sondern aus der ganzen langen Reihe der Liebestragödien aller Zeiten und Völker sich fast einzig heraushebt. Von diesem in jedem Sinne großen Werke wurde an anderer Stelle berichtet.***) Aber an Größe ragt über es wohl noch hinaus das hier zu besprechende Vorspiel der Christustrilogie. Begreiflich; denn, wenn dort nur das eine, gewiß urmenschliche Thema der Liebe behandelt und in tiefer Durchführung bis zu dem letzten, übersinnlichen Grunde des Menschendaseins zurückgeleitet wird, so ist es im „Adam" geradezu das Problem des Menschen, welches das Thema bildet.

*) Der entfesselte Prometheus. 1876. 174 S. 4, gebunden 5,50 Mk. — Renatus. 1878. 161 S. 4,50, gebunden 6 Mk. — Buch der Freude. 1880. 168 S. 4,50, gebunden 6 Mk. Sämtlich bei Breitkopf und Härtel in Leipzig.

**) Erst viel später, lange nach der ersten Konzeption des „Christus", ist Lipiner zum (evangelischen) Christentum übergetreten.

***) Frankfurter Zeitung Nr. 188, erstes Morgenblatt, 9. Juli 1913.

Die Tragödie der Menschheit: so mag man den Titel, ob auch frei, sich deuten. Denn Adam heißt: der Mensch. Der „erste" Mensch kann dem, der nicht am Buchstaben des Mythos klebt, logisch nur den Menschen, den Menschen der Idee vertreten; aber, als der erste, allerdings nicht das Ganze dieser Idee, sondern nur eine, die bloß menschliche Seite, über die als das Höhere sich erhebt: das Göttliche im Menschen. Nicht als ob der „Mensch" der ersten Phase gott-los gedacht wäre; vielmehr gerade, indem er seiner Sonderheit sich bewußt wird, stellt er notwendig sich der Gottheit, die Gottheit sich gegenüber. Aber eben gegenüber, als ein Anderes, um Himmel- und Ueberhimmelsweiten über ihn erhaben. Diese Scheidung, dieser unendliche Abstand, diese ewige Ferne Gottes vom Menschen, des Menschen von Gott ist es, was den Gegenstand der Darstellung in diesem eigentlichen „Mysterium" bildet. Es ist eben nur Vorspiel zum „Christus", d. h. es will erst den Konflikt entwickeln, der seine Lösung finden soll in Christus; dem Christus der Idee, der aber, von jeder wissenschaftlichen Streitfrage abgesehen, dem Dichter natürlich nur in dem Manne, von dem die Evangelien erzählen, sich verkörpern konnte.

Günstig fügte es sich nun, daß die Gegenüberstellung und enge Wechselbeziehung von Adam und Christus nicht (wie die von Prometheus und Christus im Erstlingswerke des Dichters) erst erfunden zu werden brauchte, sondern durch Paulus im Römerbrief gegeben war. Vollbewußt nimmt der Dichter dessen ganzen, tiefen Gedankengang auf, um ihn in aller Freiheit weiter zu vertiefen: durch Adam ist das Gesetz in die Welt gekommen, mit dem Gesetz aber die Sünde und der Tod; Christus mußte kommen, das Gesetz aufzulösen und damit von Sünde und Tod die Welt zu erlösen. Was aber besagt dies, rein menschlich, aus der Idee der Menschheit gedeutet?

Die Schöpfung des Menschen ist das Erwachen zum Selbstbewußtsein. Man mag sich denken, daß das, was seit dem wunderbaren Aufblitzen des vollen Bewußtseins um sich selbst der „Mensch" war, vordem ein edleres, zahmeres, doch bewußtloses Tier gewesen sei; bewußtlos, wie eben die Tiere es sind: sie haben Empfindung wie wir und Gefühl von Lust und Unlust, Liebe und Abneigung, aber über die Grenzen des engsten sinnlichen Bedürfens hinaus kein zurück- und vorausblickendes Denken, keine „Vernunft", daher keine zusammenhängende Kette des Erlebens, also auch nicht in dem Sinne wie wir ein Ich und ein Du. So kann das Sterben für sie nicht bedeuten, was es uns bedeutet, das Abreißen eben dieser scheinbar festgefügten Kette der Erlebnisse, die wir unsere nennen; sondern sie erleiden den Tod nur wie irgend einen der Augenblicksschmerzen, an denen ihr Dasein nicht ärmer ist als das unsere, die aber nicht, wie bei uns, verschärft und vervielfältigt werden durch Erinnerung und Voraussicht. Darum tötet das Tier so arglos, wie es stirbt. Es gibt für es aus gleichem Grunde allgemein keine Wertung seines Tuns als gut oder böse, keine Verantwortlichkeit. Das Essen vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen bezeichnet daher, ganz nach dem Tiefsinn der Sage, den Anfang der Geschichte des Menschen. Damit aber tritt ein hartes „Du sollst, du sollst nicht" der ursprünglich arglosen „Natur" entgegen, die doch, als „Trieb", auch im Vernunftwesen fortlebt und von ihm nicht verleugnet werden kann. So wird der Gegensatz des „Geistes" zur Natur zum tiefinneren Konflikt in des Menschen eigner Brust. „Gott" und „Welt" — eine ungöttliche, widergöttliche Macht — streiten fortan in seiner Seele und um sie. „Gott" ist der Walter des Gesetzes; die Beugung des natürlichen Triebes unter das Gesetz des Geistes wird göttliches Gebot, Gehorsam oder Ungehorsam gegen es zieht die Folge der göttlichen Annahme oder Verwerfung nach sich. Der Mensch aber hat am Göttlichen zwar teil, aber bleibt doch durch den Trieb der Natur verhaftet, er kann das göttliche Gesetz in seiner Reinheit nicht erfüllen. Damit wird der innere Streit unentrinnbar; „Frieden — das war einmal!" Frieden war in dem Zustand mit sich selbst noch unentzweiter Natur: „Wind schlägt die Woge, Woge wehrt dem Wind, Und beide haben Frieden; friedlich ragen Die Bäume, friedlich, wenn der Blitz geschlagen, Fallen sie hin . . ." So geben in Frieden die Tiere einander den Tod und erleiden ihn von einander. Nicht so der Mensch; mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins ist für ihn der Friede auf ewig dahin, ist das Paradies der „Wildnis" ihm verloren. Ist das lediglich zu beklagen? „Weg vom Ohr mir diese Klage! Mir ist das Licht, ich bin dem Licht erkoren, Und in die Sonne wird dies Aug sich bohren, Und füllen sich mit ihrem Tage, Bis es erblinde oder ihn ertrage!" — Allein vermag es ihn zu ertragen? In unerbittlicher Klarheit tagt es dem Jüngsten der Erschaffenen: daß er unter dem Gesetz, dem das Erwachen des „Geistes" ihn unterstellt hat, verflucht ist und kein Gott den Fluch löst, solange der Gegensatz von Natur und Geist bleibt. Und wie sollte er nicht bleiben?

Oder sollte es doch eine Erlösung geben? Gibt es ein Jenseits von Gut und Böse, wie es ein Diesseits gab? Die Frage greift über dies Drama hinaus. Doch muß man über es hinausdenken, um es als Vorspiel zu begreifen. Die Lösung kann nur jenseits seiner gesucht werden, aber sie muß in ihm voraus angelegt sein. Es kann nur die sein: daß der Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen irgendwie zum Ausgleich kommt; daß das Gute nicht ein fremdes, äußeres Gebot bleibt, nur Gehorsam fordernd, knechtend und tötend, sondern als inneres Gesetz des eigenen Wesens des Menschen (das also göttlich sein muß) ihn befreit und lebendig macht, ihn seiner eigenen Göttlichkeit innewerden läßt.

Philosophen unterscheiden eine dreifache Stellung zum Gesetz: Gesetzlosigkeit (Anomie) — Fremdgesetzgebung (Heteronomie) — Selbstgesetzgebung (Autonomie). In dieser hebt keineswegs der Sinn und die Geltung des Guten und Bösen sich auf; insofern ist das „Jenseits von Gut und Böse" eine irreführende, gerade durch den Bruchteil von Wahrheit, der darin liegt, um so sicherer vergiftende Phrase; wohl aber verliert es den Charakter des von außen wie ein Feind dem Menschen entgegentretenden „Du sollst, du sollst nicht". Das dritte Stadium liegt jenseits, wie das erste diesseits, des Zwangsgesetzes. Beide sind grundverschieden, aber haben das gemein, daß nicht das elend und schlecht machende Zwangsgebot waltet. So scheint der dritte Zustand Rückkehr zur Natur zu sein; er ist es auch, sofern in ihm wirklich die Natur entsündigt, ja geheiligt wird. Doch ist es eine unendlich erhöhte Natur, welche die ganze durch „Vernunft" ermöglichte Weite der Erkenntnis und der Liebe einschließt. Auch bezeichnen das erste und das letzte Stadium nur ideale Grenzen; der wirkliche Zustand des Menschen liegt stets zwischen beiden in der Mitte. Aber wenn nur die Idee jener Befreiung ihm unverrückbar vor Augen steht, und sein Weg unwandelbar nach ihr sich richtet, so wird jener Mittelzustand, der der wahre Zustand des Menschen ist und bleibt, lebensmöglich und lebenswert, obgleich er von Kampf und Not ihn nicht befreit. Nach der Logik des Mythos aber muß dies dritte Stadium sich ausdrücken als Menschwerdung Gottes und damit: Vergottung des Menschen. Das besagt nicht, daß der Abstand zwischen Mensch und Gott sich je schlechthin aufhebt; wohl aber, daß Gott dem Menschen nah sein will, ja in ihm Wohnung nehmen, sein ganzes Wesen durchleuchten und heiligen; daß der Mensch zu Gott stehen darf wie das Kind zum Vater, in einem Verhältnis der Liebe, nicht mehr knechtischen Gehorsams; wie wiederum Paulus es ausspricht: Ihr seid nicht Knechte, sondern Kinder und Erben. Daraus folgt zugleich eine andere Stellung zur „Welt": sie ist fortan nicht geistfeindlich, vom Geist verdammt, sondern selbst vom Geist durchdrungen, selbst göttlich; wie Paulus in demselben Zusammenhange spricht von einer Erlösung auch der Kreatur (κτίσις).

So, sagen wir, ist die Lösung logisch gefordert; und so kündigt sie schon im „Vorspiel" sich deutlich an. Das wird sich erweisen, wenn wir nun beleuchten, wie in den vier Personen: Adam, Eva, Kain, Abel, in vierfacher Brechung dieselbe Grundidee sich darstellt.

In dem ersten Menschen, „dem" Menschen, Adam, muß wohl der verhängnisvolle Schritt vom Triebwesen zum Vernunftwesen sich vorzugsweise ausprägen. Darum steht er, und nicht etwa Kain, im Mittelpunkte der Handlung. Er steht gleichsam noch auf der Scheide beider Welten: wie eben der Mensch des

„Mittelstandes" überhaupt. Er weiß noch um den Zustand der Wildnis: „Die Wildnis war der Garten." Obgleich er es war, der als Erster das unaussprechliche Wunder des plötzlichen Aufblitzens des Selbstbewußtseins in sich erfuhr — dem Dichter mußte es ja zum einmaligen Geschehen sich „verdichten", mag man wissenschaftlich sich statt dessen eine unermeßlich lange Entwicklung denken — so hat doch noch die Wildnis über ihn Gewalt. Der Zweifel quält ihn unablässig: „Sind wir entflohn?" Ja: „Wärs besser nicht", zu ihr zurückzukehren? Fast unwiderstehlich zieht es ihn zurück zu dem Frieden der Wildnis, je heller, je vernichtender es ihm tagt, daß der jetzige Zustand ein solcher des Unfriedens, der Unseligkeit ist. Darum macht er zur Nacht, wie nachtwandelnd, heimlich-unheimliche Besuche bei den Brüdern in der Wildnis, in deren Mitte wie in einer Oase er die schwache Hütte für sich und die Seinen errichtet hat; zum Tageslicht zurückgekehrt, möchte er dann durch Opfer und Gebet die grause Schuld (denn als solche muß es ihm nun erscheinen) wieder austilgen. Denn wie verzweifelt ringt er, dennoch den Glauben an den Sieg Gottes und des Guten in der Welt festzuhalten, vielmehr erst festzugründen. Allein er wird, überwältigendem Augenschein nach, durch die Tat Lügen gestraft: Gott, der Walter des Guten, regiert nicht die Welt; das Gesetz der Gerechtigkeit, dessen Vollstreckung er in der Bestrafung Kains fordert und fest erwartet, erfüllt sich nicht. Das Gesetz, das die Herrschaft des Geistes über das Fleisch aufrichten sollte, bringt sie nicht, vielmehr gerade es hat unter Adams Augen in Kain die Sünde und den Tod geboren. So leidet Adam mit seinem Glauben Schiffbruch: er könnte gar nicht länger leben, er muß sterben — sterben am Gesetz, nämlich daran, daß seine Forderung nicht erfüllt wird, und doch auch nicht wieder preisgegeben werden kann; denn auch die Wildnis, nach der es ihn heimlich zurückzieht, nimmt ihn nicht wieder auf, vielmehr, wie er sie zerrissen, zerreißt sie zuletzt ihn — und befreit ihn damit von einem Leben, das, so oder so, für ihn nicht mehr lebensmöglich ist. — Diese der Ueberlieferung ganz widerstreitende, im Drama selbst äußerlich kaum vorbereitete, wohl mit Absicht völlig unerwartet eintretende Wendung kann anfangs befremden; aus der Idee aber, aus der das ganze Werk empfangen ist, folgt sie mit unentrinnbarem logischem Zwang. Und sie ist von mächtiger symbolischer Kraft. In einer der ersten Szenen schon spricht Adam selbst es aus: „Ich bin der Brand, der euch verzehrt, Und bin der Rauch, der euch erstickt", und erfleht: „Daß ich mich selbst zur Sühne bringe dar Und lege diesen Leib auf den Altar." „Ich": das heißt, das, was er in seiner Person darstellt: das Gesetz, das die Sünde und den Tod gebar. Es muß fallen, soll dem Menschen wieder Friede werden. Und es ist gefallen; denn Abel, der Gottgeliebte, liegt erschlagen, Kain, der Mörder, lebt. Was bedeutet es noch groß, daß Adams Leib in Stücke gerissen wird, nachdem das Gesetz Gottes zerrissen ward? Als „gerechtes Strafgericht" wird es hoffentlich Keiner mißverstehen. Freilich, wer irgend noch am richtenden Gott hinge, müßte an dieser Wendung sich stoßen; wer dagegen gelernt hat, daß Gott seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, der wird diese Wendung in Ruhe auf ihren Sinn befragen und dann über die Antwort nicht lange in Zweifel bleiben können.

Ohne Vergleich schwerer ist Kains Geschick. Denn er hat die Last des inneren Widerstreits, dem Adam durch den Tod enthoben wird, weiter zu tragen, ohne irgend eine Hoffnung der Befreiung. „Nicht braucht es dein Gericht", läßt der Dichter ihn zu Adam sprechen, „Ich habe mein Gericht. Das Wissen gabst du mir: Was bin ich nun? Ich bin ein wissend Tier. Schuf ich dir Qual, du schufst mir größre Qual; Leidest du einmal, leid ich tausendmal. Nicht sterben werd ich; wär mir Tod gegeben, Doch ständ ich auf, durch alle Welten weit Trüg ich, was in mir lebt, durch tausend Leben, Denn hier lebt Qual für eine Ewigkeit." Die Folge des Widerstreits, der durch das Gesetz in den Menschen gekommen ist, hat er, der Erste, der als Mensch geboren ward, in ihrer ganzen Härte zu tragen. Die Wildnis hat er, entschlossener als Adam, hinter sich geworfen; dieser lehrte ihn ja, daß sie unrein sei, verworfen, wider Gott und Geist. Dennoch hat sie auch ihn noch in der Gewalt; er muß daher wider das Gesetz sich innerlich aufbäumen, und da er doch dem Gesetz sich beugen soll und dies „Du sollst" innerlich anzuerkennen sich nicht weigern kann, so vermag er die Unterstelltheit unter es nur als gewaltsame Knechtung zu empfinden; dies Knechtsgefühl macht ihn feig und schlecht, mehr aber als alles innerlich elend. Es bedeutet für ihn (und der Leser empfindet das ganz mit ihm) ein Aufatmen, eine kurze Befreiung, als er die Keule auf den Bruder schwingt, dessen lichte, freie Art nicht anders kann, als in seiner inneren Verfinsterung und Unfreiheit das Bewußtsein seiner Qual nur zum Aeußersten steigern und so zuletzt ihn zu besinnungsloser Wut fortreißen. Zwar die Tat selbst, das Erlebnis des ersten Todes eines Menschen, und ihre Folgen, als schwerste die unerbittliche Scheidung von der wahrhaft und tief geliebten Mutter — das alles muß ja ihm zum Bewußtsein bringen, daß das Gesetz des Guten unverbrüchlich besteht, die Lossagung von ihm nicht möglich ist. Aber daraus folgt für ihn nur, daß also der Widerstreit und alles Elend, das aus ihm fließt, bleibt — ewig bleiben muß, also es kein Heil gibt für ihn und für die Menschheit; denn Kains Los ist das ihre. Die Durchführung dieser Rolle des Kain gehört, nach meinem Gefühl, zum Größten, was je gedichtet worden ist. Das Schicksal Abels und Adams, der Schmerz der Eva, alles verblaßt vor dem überwältigenden Bilde des Elends der Gottferne in dieser einen Gestalt. Dies Bild läßt keinen Augenblick eine Rachestimmung gegen den Brudermörder, sondern nur tiefstes Mitleid aufkommen; „der Menschheit ganzer Jammer" faßt uns an. Mit dem dreimaligen „Fort!" der Mutter erlischt der letzte Stern, der in diese Nacht noch leuchtete. „Schwer trägt sich's, schwer. — Und keine Hand, die's von mir nimmt? Niemand im Himmel? Niemand auf der Erde? Niemand . . . Niemand . . ."

Vom Standpunkte der dramatischen Technik könnte man für einen Augenblick zweifeln, ob nicht durch das Interesse an Kain das an Adam zu sehr zurückgedrängt wird, da doch dieser im Mittelpunkte der Handlung bleiben müßte. Aber der innerste Grund ihrer Entwicklung liegt doch in Adam; Kain stellt nur ihre Folge in ihrer ganzen Furchtbarkeit dar. Also ist die Benennung des Stückes nach Adam ebenso wohlbegründet wie die ungeheure Wucht der Darstellung Kains.

Den zwei in tiefstes Düster getauchten Gestalten treten in genauer Abwägung zwei lichtere gegenüber: Eva und Abel; Eva noch dem Frieden des ersten Zustands näher, Abel den höheren Frieden des dritten vorankündend. Eva hat die verhängnisvolle Frucht „mit den Lippen kaum berührt". Sie empfindet wohl auch etwas von der Schwere des neuen Zustands; sie bekommt in den Schicksalen ihrer drei Lieben sie wahrlich ernst zu erfahren. Aber, als die Mutter des Menschengeschlechts, darf sie nicht erliegen; sie „muß ja leben", wie sie am Schluß es sich selbst zum Bewußtsein bringt. Dann muß aber das Leben für sie auch lebensmöglich sein. Das ist es, einmal, weil das unzerstörbar Heilvolle des ersten Zustandes, der arglosen Hingabe an den reinen Trieb, in ihr noch nicht erloschen ist; und dann, weil sie auf Gott und das Gute gläubig traut, auch allem widrigen Schein entgegen: Gott muß das Leben wollen, dessen Trägerin sie ist; also muß dies Leben lebensmöglich, lebenswert, ja göttlich sein, trotz allem. Wie? Warum? Das fragt sie nicht, weil Fragen und Grübeln nicht ihre Sache ist. Sie glaubt, darum vermag sie zu leben. Von Kain, so unwandelbar sie ihn liebt, so sicher ihre Liebe ihr auch die Kraft gäbe ihm zu vergeben, muß sie dennoch sich scheiden; denn vor ihm muß sie (so verstehe ich die Zurückweisung seiner erschütternden Bitten) den Keim eines reineren Leben, den sie in sich trägt, behüten. Und in das Dunkel, das Kains Seele aufnimmt, darf kein Lichtschimmer mehr fallen.

Abel fühlt auch den Konflikt; so in dem unbeschreiblich schönen Nachtgebet, kurz vor Schluß des ersten Akts; aber er hat im Innersten ihn schon überwunden; er ahnt und lebt, ein Kind des Lichts, schon voraus etwas von dem Heil der inneren Freiheit, der Kindes- und nicht Knechtsstellung zu Gott. Eben deshalb freilich kann er die ganze Schwere des Konflikts

nicht empfinden. So ist es für ihn das gnädigste Los, das ihn treffen kann, daß er so früh aus ihm hinweggenommen wird.

Sein Geschick ist das leichteste; nächst ihm das des Adam; schwerer das der Eva, unsäglich schwer das des Kain. Ihrer beider, der einzig Ueberlebenden Los ist das des Menschen, der „das Leben aushalten" soll ohne Erlösung. Er kann nur, blind, aber in seiner Blindheit innerlich fest und getrost, leben wollen wie Eva, oder sehend, aber in diesem Sehen zerrissen und elend, zweifelnd, ja verzweifelnd, dennoch leben müssen wie Kain. Wir selbst sind Kain, sind in beseligten Augenblicken Abel, sind Adam oder Eva: es ist die Tragödie der Menschheit. Zwar alles Beste in uns sagt Ja zu der Stimmung Abels und Evas; Adam, selbst Kain, fühlt etwas von ihrer Reinheit und Höhe. Und doch hat die Kainsstimmung nicht weniger ihr Recht, vielmehr ihre furchtbare Gewalt über uns. Dieser Kampf muß durchgekämpft werden; der Sünde und ihrem Sold entrinnt Keiner. Dennoch dürfen wir mit Adam ausrufen: „Mir ist das Licht, ich bin dem Licht erkoren!" Das Drama muß die widereinander streitenden Kräfte schroff einzeln gegen einander stellen und bis zum Härtesten sich auskämpfen lassen; jede Person muß ganz und geschlossen das vertreten, was ihr als Rolle zufiel; so ausschließlich, wie es im Leben sich freilich nicht darzustellen pflegt. Insofern darf und soll die Tragödie unreal, „ideal" sein; die eigenste Wahrheit der Dichtung beruht auf dieser Ausschließlichkeit, die der gemeinen, der Erfahrungswahrheit fremd ist.

Zu bewundern ist an dieser Tragödie, ebenso wie am „Hippolytos", die erschöpfende Lösung der Aufgabe, die sie sich gestellt hat, und fast mehr noch als an jenem die restlose Verkörperung der Idee. Diese Menschen leben, ein uns ganz fremdes, dennoch unwidersprechlich überzeugendes Leben, das wir mitzuleben gezwungen werden bis zum Vergessen des Lebens, das uns allenthalben umgibt. Diese volle Realisierung des Idealen ist gerade deshalb hier noch um einen Grad höher zu bewerten, als dort, weil das Ideale hier ein so ganz (im Erfahrungssinne) Unreales ist.

Sollte man irgendein älteres Drama vergleichen, so könnte nur eines in Frage kommen: Byrons „Kain". Schon in Lipiners lyrischem Werk „Buch der Freude" steht ein Gedicht „Lucifer", — eines der packendsten Stücke der Sammlung — welches durch jenes vielleicht kräftigste Werk Byrons ebenso gewiß angeregt ist, wie es an Größe der Idee wie der Ausführung es überragt. Unser Drama aber ist von dem des Engländers in der ganzen Absicht so verschieden, daß eine Vergleichung überhaupt nur sehr bedingt durchführbar wäre, die Frage wird hier nur aufgeworfen, in der Absicht, falsche Vergleichungen abzuwehren. Von dichterischer Verkörperung im tieferen Sinne ist bei Byron kaum zu reden; die beiden ersten Akte des „Kain" sind, mit all ihrem Tiefsinn, nur eine gewiß meisterlich dialogisierte Abhandlung „Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee". Einzig die Brudermordszene (im 3. Akt) erhebt sich für einen Augenblick zu echter Dramatik; dichterisch hoch ist namentlich die erste Erfahrung vom Tode gegeben. Dennoch, hält man dagegen die entsprechende Szene Lipiners — die einzige, die eine unbestreitbare Aehnlichkeit mit Byron aufweist — so ist es auffallend, wie hier alles wuchtiger, innerlicher, aus der gegebenen Lage und gar nicht aus vorhergehender, von außen herzugebrachter Reflexion erwachsen ist. Der jähen Verzweiflung Kains hat Byron so gut wie keinen Ausdruck gegeben; freilich ist es gewissermaßen folgerecht, daß er seinen Grübler selbst in diesem entsetzlichen Augenblick — grübeln, nicht empfinden läßt. Nicht geringer aber ist der Abstand zwischen dem Ideengehalt beider Dichtungen. Der trostlose Pessimismus in Byrons Stück spricht gewiß, und nicht ohne Größe, des Dichters eigene Grundstimmung aus; es ist vielleicht der ernsteste Versuch einer dichterischen Gestaltung dieser an sich der Dichtung widerstrebenden Weltanschauung. Dagegen ist der letzte Sinn dieser wie aller Dichtungen Lipiners Bejahung der Welt und des Lebens. Nur ihre erste Prämisse ist die ungeschminkte, nichts schonende noch schönende Zeichnung des Fluches der Sünde und des Todes. Der „Adam" ist eben Vorspiel, dem als die eigentliche Melodie das Lied des Lebens, der Erlösung folgen soll. Mögen also Byrons und Lipiners Kain hier und da dasselbe zu sagen scheinen, so ist es nicht dasselbe, sondern der letzten Meinung nach gerade entgegengesetzt. „Schlag deinen Byron zu — schlag deinen Goethe auf!" — dieser Mahnung Carlyles bedurfte es für Lipiner nicht, denn von Anfang an war das „ewige Nein" ihm, wie dem Schotten, nur die Voraussetzung des „ewigen Ja". —

Unsere Zeit lechzt nach Größe. Sie wird zu ihr nicht gelangen, es sei denn, daß sie wieder, ein neuer Dante, durch Hölle und Fegfeuer zum Himmel schreiten lernt. Denn „das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn". Dies Motto, das auf dem Titel des Erstlingswerkes unseres Dichters steht, es ist das Motto seines ganzen Werks — seines ganzen, nur seinem Werke geweihten Lebens gewesen.

Paul Natorp

Graf Tisza als Calvinist

Graf Stephan Tisza ist heute in Ungarn ohne Zweifel der umstrittenste Mann. Daß er auch der beliebteste wäre, kann man nicht behaupten. Selbst für seine eigene Partei ist er wohl eher der Nötigste, der Einzige, der die Existenz der Partei nach dem Fall Lukács' retten konnte. Das kann aber als Tatsache gelten, daß ihm sehr Viele den größten Haß entgegenbringen. So toben die Wogen um ihn. Die Einen sagen, er ist ein Mann der Vorsehung, der in diesen traurigen, kriegerischen Zeiten mit seiner eisernen Hand und mit seinem alles bezwingenden Willen die Position und Leistungsfähigkeit der Monarchie bewahrte und mit seiner konservativen Auffassung auch den demokratischen Gelüsten der Stimmrechtler einen starken Damm vorzog. Den „fruchtlosen" nationalen Forderungen der Opposition hat er ein Ende gemacht. Nur einen Gesetzesparagraphen zertrat er, welchen aber nachträglich die aus seiner eigenen Partei bestehende Majorität des Abgeordnetenhauses genehmigt und gutgeheißen hat . . . Andere wollen seine guten Absichten nicht anerkennen, sondern beklagen sich über die Taten, die ihn zum Ziele führten. Sie entrüsten sich darüber, daß Graf Tisza als Präsident des Abgeordnetenhauses die verbrieften Rechte der Abgeordneten durch Gesetzesverletzung mit Füßen trat, das Abgeordnetenhaus mit Polizisten, Gendarmen besetzte und solche Skandalszenen durch seine Gewalttätigkeit verursachte, daß sich das ganze Land darüber vor aller Welt schämen muß. Und das alles darum, um die Macht, die Kontinuität der Regierung aufrecht zu erhalten. Auch als Ministerpräsident bekannte er sich zur Fortsetzung des Regime Lukács', obwohl Lukács in bisher unerhörter Weise den Wahlfonds vermehrte und deswegen durch gerichtlichen Spruch indirekt verurteilt wurde. Und so reihen sie Tat an Tat und bedauern es aufs Tiefste, daß es soweit gekommen ist, und sind nicht geneigt, diese gewalttätige, eigensinnige, nur auf ihre Mehrheit pochende Herrschaft Tiszas mit ihren Leistungen anzuerkennen und mit ihr, wenngleich auch als Opposition, verhandeln zu wollen.

Er aber geht, ob geliebt oder gehaßt, — seine eigenen Wege. Diese Entschlossenheit und Unbekümmertheit ist wohl eine Familienerbschaft. Er ist nicht der Erste und Einzige aus seinem Geschlechte, der im Kampfe gestanden. Sein Vater, Koloman Tisza, ist fünfzehn Jahre lang (1875—1890) Ministerpräsident gewesen; er regierte scharf und entschieden, nach einer stark oppositionellen Vergangenheit, wie ein wirklicher „General". Sein Großvater, Ludwig Tisza, war auch ein rücksichtsloser, gewaltsamer Mann, obwohl er nur in seiner eigenen Heimat in Comitat Bihar als Administrator zu herrschen und die Opposition zu unterdrücken und zu vernichten hatte. Diese Beiden haben den Grund zur Bedeutung der Familie gelegt. Die früheren Geschlechter spielten keine größere Rolle. Als Soldaten, Gesandten, Hofleute waren sie tätig, aber sie standen nicht in der ersten Reihe. Auch die Grafschaft hat erst Koloman Tisza bekommen, und erst 1897 ist sie auch seinen Söhnen verliehen worden.

Durch seine kirchliche Betätigung in der reformierten Kirche

Ungarns hat sich Koloman Tisza zuerst einen Namen und Bedeutung erworben. Als ganz junger Mann hat er tapfere Worte gegen die kirchlichen Verfassungsentwürfe der Thunschen absolutistischen Regierung (1855) gesprochen. An dem Kampf, der um das „Kaiserliche Septemberpatent" (1859) entbrannt ist, nahm er als Verteidiger der protestantischen Autonomie teil und sorgte dafür, daß auch im Ausland, besonders in England, die Bestrebungen des Absolutismus in richtiger Beleuchtung bekannt wurden. 1867 wurde er zum Oberkurator des reformierten Kirchendistrikts „Jenseits der Donau" gewählt. Er wirkte aber und half seinen Glaubensgenossen mehr im Stillen, als vor der Oeffentlichkeit.

Sein Sohn, Stephan Tisza, ist 1861 geboren. Er genoß Privatunterricht, aber die letzten zwei Gymnasialklassen absolvierte er in Debreczen, der Hochburg des ungarischen Calvinismus. Er studierte dann Jus in Berlin, Heidelberg und Budapest und promovierte zum Dr. iur. Zuerst hat er sich mit Verwaltungsfragen beschäftigt und als Nationalökonom hervorgetan. Seit 1886 ist er Mitglied des ungarischen Parlaments. Jetzt ist er zum zweiten Male Ministerpräsident. Mit seiner politischen Rolle wuchs auch seine kirchliche Bedeutung. Nicht nur in seiner Heimat im Nagyszalontaer Seniorat ist er Senioratskurator, sondern er wurde 1907 auch zum Oberkurator des Kirchendistriks „Jenseits der Donau" gewählt, welche Ehrenstelle auch sein Vater inne hatte. Als solcher ist er von Amts wegen Mitglied der Landessynode und des Konvents der reformierten Gesamtkirche Ungarns. Er nimmt regen Anteil an den verschiedensten Kommissionen. Er macht nicht nur Kirchenpolitik in der Synodal-Vorbereitungs- und in der „staatsrechtlichen" Kommission, sondern er beschäftigt sich auch mit den Kirchenfinanzen, und seine Kirche hat ihm gewiß viel hinsichtlich der Aufbesserung ihrer finanziellen Lage zu danken. Er ist aber auch als Mitglied des ordentlichen und außerordentlichen Konventsgerichts und nicht zuletzt als Mitglied des Diakonie- und Missions-Ausschusses tätig. Eine hervorragende Rolle spielt er — dank seiner Stellung und Bedeutung im öffentlichen und besonders politischen Leben, auch in der Kommission, welche die gemeinsamen Angelegenheiten der evangelischen und reformierten Kirche Ungarns zu beraten hat. Die Ungarisch-Protestantische Literatur-Gesellschaft hat ihn auch in den Vorstand gewählt. So hat er nicht nur Gelegenheit, sondern auch die Verpflichtung, die Angelegenheiten seiner Kirche zu fördern. Und er tut dies unermüdlich und mit Erfolg. Die Erhöhung der Staatsunterstützung, die Verbesserung der Lage der Lehrer und der Pfarrer, die reformierte Universität in Debreczen, welche schon nächstes Jahr eröffnet wird, sind nicht zuletzt seinem Einfluß und seiner Fürsprache zu danken. So ist es kein Wunder, daß die Protestanten Ungarns auch für die Zukunft sich in Hoffnungen wiegen, daß es ihnen gelingen werde, eine gerechte und den protestantischen Kirchen nicht ungünstige Regelung und gesetzliche Zusicherung der Staatsunterstützung zu erreichen. Vorläufig gibt es zwar auf diesem Gebiet nur Enttäuschungen. So ist in einem „neuesten", noch nicht sanktionierten Gesetz dem Kultusminister (der NB! nach der herrschenden Auffassung stets römisch-katholisch sein muß) das Recht gegeben, Gemeinden unter 300 Seelen die Staatsunterstützung zur Aufbesserung der Pfarrgehälter in der Zukunft entziehen zu können. Diese Bestimmung wird allgemein als ein verhängnisvolles Recht und eine schwere Schädigung der vitalen Interessen der protestantischen Kirchen angesehen. Solange Graf Tisza die Reformierten schützt, sind sie sicher, aber was wird aus den Anderen werden, wenn ihre gefährdetsten Gemeinden ohne Hirten bleiben? In einer Hinsicht aber hoffen wir Verbesserung der Lage. Heute wird nämlich von allen Kirchen gleichmäßige Unterstützung verlangt; Graf Tisza will mit diesem System aufräumen und alle nach ihrer tatsächlichen Bedürftigkeit aus Staatsmitteln unterstützen. Dem protestantischen Rechtsgefühl entspricht zwar diese Lösung nicht, aber gegenüber dem heutigen Brauch wäre ein solches Verfahren — freilich nur, solange die Protestanten Einfluß auf die Regierung haben — allerdings eine Verbesserung der jetzigen Praxis. Nur schade, daß der Protestantismus in Ungarn noch immer mit Gunst und Gnade rechnen muß! . . . Wenn Graf Tisza die protestantische Autonomie aufrechterhalten, stärken und sichern und die Staatsunterstützung — die Lebensfrage und Lebensbedingung der protestantischen Kirchen — auf gesetzliche Grundlagen stellen möchte, so wäre dies eine seiner würdige Tat, der er auch gewachsen ist und durch welche er den Dank des Protestantismus verdienen würde.

Diese rege Teilnahme am kirchlichen Leben entspricht der persönlichen Stellung des Grafen Tisza zu seiner Kirche. Er ist ein echter Calvinist nicht nur der äußerlichen Zugehörigkeit zur Kirche, der Erziehung, sondern auch der Ueberzeugung nach. Er glaubt an seine Mission. Er hat seine Aufgabe, die er bewältigen muß. Er kennt keine Hindernisse. Keine Feindschaft, noch Schwäche kann ihn von dem abbringen, was er sich zum Ziele gesetzt hat. Ein Mann, ein Wort. Die Festigkeit und Beharrlichkeit ist der hervorragendste Charakterzug seines Wesens, was bei uns für besonders calvinistisch gilt. Man könnte zwar behaupten, daß er sich infolge gegnerischer Angriffe festgebissen habe und nun mit großartiger, beinahe unheimlicher Konsequenz in der Richtung gerade vorwärts ginge, die ihm der Kampf gewiesen habe. Wenn dem auch so wäre, ändert dies an seinem Charakter nichts. Allerdings steht mit seinem politischen und agrarischen Konservativismus und mit der unerbittlichen Vernichtung seiner politischen Gegner, mit der rücksichtslosen Herrschaft seine weitherzige Ueberzeugung und Auffassung vom Wesen oder von der Aufgabe des Protestantismus in einem sehr auffallenden und merkwürdigen Gegensatz. Er schätzt den Protestantismus nicht wegen seiner Lehren und Glaubensüberzeugungen und wegen der Verbesserung der kirchlichen Zustände, sondern darum, weil in ihm eine Revolution, eine Auflehnung gegen alle Dogmen und gegen alle menschlichen Autoritäten zu Tage tritt; und wenn er auch anerkennt, daß die Dogmen als ein Leitfaden für alle diejenigen, die sie willig annehmen und anerkennen, nützliche Dienste leisten, so fordert er doch von den Kirchen, daß sie ihrer erzieherischen Aufgaben gerecht werden und alle diejenigen fördern, die um einen lebendigen Glauben ringen. Als begeisterter Anhänger der Genfer neuen Kirchenverfassung sprach er 1909 in einer berühmten Rede ergreifende Worte darüber, wie schrecklich jeder Glaubens- und Gewissenszwang im Protestantismus ist, und verlangte, besonders für die Geistlichen, die Erlösung von diesem Zwang und „von aller Notlüge vor dem Angesichte Gottes!" . . . Seine Ueberzeugung, daß nicht die einzelnen Lehren der Reformatoren, sondern ihre **Tat** allein: daß sie sich gegen die Autorität aufgelehnt, und das Recht der eigenen, freien Ueberzeugung behauptet haben, das Ausschlaggebende und Ewige im Protestantismus sei, — zeugt von einem weitschauenden Horizont des Mannes und von seiner echten christlichen Auffassung des Glaubens und der Kirche. Diese Aeußerung hat er aber vor verhältnismäßig langer Zeit getan. Heute wäre ein großer Zwiespalt in ihm zu konstatieren, wenn er seine gewaltsame Politik und seinen religiösen Freisinn gleichzeitig in einer Brust trüge. Unmöglich ist dies aber auch nicht, und wenn dem so wäre, dann wäre dies ein mächtiges Zeugnis davon, daß die zufälligen, äußerlichen Zustände, die Kämpfe im Leben oft bestimmender und unwiderstehlicher wirken als die in aller Ruhe der Seele gewonnenen hohen und köstlichen Ideale. Sie werfen den Menschen aus der richtigen Bahn und spielen mit ihm, sie zwingen ihn vorwärts und nötigen ihn zur ungewollten Arbeit. Ob ein solches Lebenswerk zum Segen oder zum Verderben gereichen wird, das kann aus dem augenblicklichen Erfolg nicht gefolgert werden. Die Zukunft wird es offenbaren.

Einstweilen geht Graf Stephan Tisza, mit unüberbietbarer Konsequenz, als ein echtes Werkzeug in eines Mächtigen Hand, von seiner Mission fest überzeugt, von der Begeisterung Vieler in den Himmel gehoben und von den Wellen des Hasses als ein starker Fels umspült, trotzig und entschlossen seines Weges.

L. Szimonidesz

Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland

8

Mit dem Bisherigen ist zugleich auch die Frömmigkeit gekennzeichnet, soweit sie im besondern Sinn kirchlich ist. Wo

die Kirche überhaupt noch lebendig ist, da geht sie ganz in der Politik auf. Am deutlichsten tritt uns der ganze Niedergang noch im Mönchtum, dieser höchsten Zierde der Kirche, entgegen. Wir können hier nicht weiter darauf eingehen, weil das wieder eine Sache für sich ist. Wir müssen uns begnügen, die bloße Tatsache festzustellen, die so offenkundig ist, daß sie selbst dem Synod nicht verborgen bleiben konnte. Wenn nämlich irgendwo Zuchtlosigkeit, Müßiggang, üppiges Leben, Habsucht und ähnliche Tugenden besonders gepflegt werden, so geschieht das in diesen Klöstern. Wie schändlich haben sie mit ihren Reichtümern die Kirche in ihren großen Nöten im Stich gelassen! Uebrigens hat eine Entwicklung eingesetzt, die, wenn sie so weiter geht, die Zeit nicht mehr fern erscheinen läßt, wo die Klöster leer stehen werden und bessern Zwecken dienen können. So zählte Djenisow 1907 noch 540 Klöster mit 24444 Mönchen und 428 Klöster mit 65959 Nonnen. Wobei er jedoch schon feststellen konnte, daß die Zahl der Mönche im Rückgang begriffen ist. Nach der Zählung des Synods für 1910 gilt das gleiche bereits für die Nonnen. Darnach gibts in 455 Klöstern nur noch 19559 Mönche und in 418 Klöstern nur noch 60819 Nonnen. Innerhalb drei Jahren also einen Abgang von je 5000 Mönchen und Nonnen.

Aus alledem ergibt sich nun ein ganz eigentümlicher Zustand. Denn zu dieser Kirche gehört noch ein ganzes Volk. Und zwar ein durch und durch frommes Volk. Das Land heißt nicht mit Unrecht „heiliges Rußland". Freilich gibts auch im „heiligen Rußland" genug Gleichgültigkeit und Unglauben. Weil es davon nie wenig genug geben kann. Das Gespenst der Aufklärung hat auch dort einige Verwirrung angerichtet. Eine wirkliche Gottentfremdung aber ist bis jetzt noch das Vorrecht jener Wenigen geblieben, die von der Mutter Natur dazu ganz besonders auserſehen worden sind. Und das wird auch so bleiben. Wenn es nun hin und wieder vorkommt, daß die Gläubigen nicht mehr zur Beichte kommen, oder den Priester gar von ihrer Tür wegweisen, so ist das noch keine Absage an die Kirche selbst, sondern nur eine Auflehnung gegen die äußere Verfassung der Kirche, d. h. gegen die Mißstände dieser Verfassung. Mit der Kirche, soweit sie Hierarchie ist, hat sich das Volk nie sonderlich gut gestanden. Während es der Kirche, soweit sie göttliche Heilsanstalt ist, mit Leib und Seele angehört hat. Es sind Bande des Bluts, die es mit ihr verbinden. Sie ist nicht nur seine geistige Mutter, sondern noch in einem besondern Sinn. Sie ists gewesen, die erst die verschiednen Völkerschaften jener großen Ebene zusammenschweißte zu dem mächtigen Volksstamm der Großrussen, der den russischen Staat geschaffen hat und trägt. Sie ists gewesen, die das Schicksal dieses Staats bestimmte und ihn groß und stark machte. Sicherlich ist dem russischen Volk sein besondres Maß von Frömmigkeit schon von Natur angeboren. Aber in ihrer besondern Art ist diese Frömmigkeit von der Kirche zum mindesten mitbestimmt. Zwar hat es die Kirche nicht vermocht, den Schwächen des Volks wirksam entgegenzuarbeiten und in ihm einen starken sittlichen Willen zu wecken. Sie hat aber sein ganzes Gefühlsleben verinnerlicht und veredelt und auf einen ausgesprochen christlichen Grundton gestimmt. Sie hat ihm eine große, unstillbare Sehnsucht eingeflößt, die diesem Volk noch einmal eine große Zukunft bringen muß, wenn erst noch der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Fühlen und sittlichem Wollen aufgehoben sein wird. Unter solchen innern und äußern Verhältnissen hat sich allmählich des gesamten Volks eine gewaltige religiöse Ergriffenheit bemächtigt, die in ihrer Spannung jener der ersten Christenheit gleicht. Alles lebt in banger Erwartung eines außerordentlichen Ereignisses, einer wunderbaren Tat Gottes, die demnächst geschehen wird, oder vielleicht gar schon geschehen ist, aber noch nicht in Erscheinung getreten. Es gibt überhaupt keine Wunder, die nicht möglich wären dem, der da glaubt. Gesandte Gottes und Apostel stehen auf, Christus erscheint wieder auf Erden, Gott der Vater selbst nimmt Wohnung in besondern Auserwählten. Jeder Begeisterte, oder Geisteskranke, oder Schurke, oder einer, der alles zugleich ist, kann eine Gemeinde um sich sammeln, sobald er nur irgendeine besondre Offenbarung zu verkündigen hat. Und es ist eben das Verhängnis der russischen Kirche, daß sie diesem Wehen und Walten des Geistes so ratlos und hilflos gegenübersteht; daß ihr kein rechter Mann erstehen will, der, selbst ganz ergriffen und erfüllt vom Geist Gottes, ihm Tür und Tor öffnen würde, daß er wahrhaftig einziehe und eine große Neuordnung aller Dinge schaffe. Das Volk sehnt sich darnach. Es ruft darnach.

Verschiedenes

Friedrich Michael Schiele †. Am 12. d. M. ist Friedrich Michael Schiele in einem Sanatorium zu Lippspringe aus diesem Leben geschieden. Schon den Winter hindurch versagte seine Gesundheit. Seit Jahren lungenleidend hat er einen zähen und tapferen, wunderbar erfolgreichen Kampf gegen seine Krankheit gekämpft. Aber er mußte sein endlich erlangtes Pfarramt in Berlin ruhen lassen und nach Arosa gehn, dann an die Riviera. Von dort schrieb er mir, daß er Maeterlincks La Mort gern lesen und in der Christlichen Welt besprechen wolle. Ich schickte ihm das Buch, und seine Worte darüber in Nr. 30 sind nun wie ein Vermächtnis an uns. Zurückgekehrt nahm er die Amtsarbeit wieder auf, aber nur für kurze Zeit. Ich wollte ihn in Lippspringe besuchen; er schrieb mir: für den Genesenden komme mein Besuch zu früh, und sterbend sei er noch nicht. So habe ich ihn nicht noch einmal gesehen vor seinem Hingang, und — in zu großer Ferne — werde ich auch nicht mit ihm zu Grabe gehn.

Schiele ist von den Mitredakteuren, welche die Christliche Welt gehabt hat, der Erste, den der Tod abruft. 1902 bis 1906 stand er in Marburg mir treu zur Seite. Die Anregefähigkeit, die er besaß, die Fülle der Einfälle auf dem sichern Boden einer seltenen allgemeinen Bildung machten ihn zum wertvollsten Kameraden. Hätte ich ihm nicht gegönnt, daß er sein eignes Schiff wieder flott machte, ich würde ihn nicht von mir gelassen haben. Er hat denn auch später noch redlich mit seinem Pfunde gewuchert. Seine eigenste Schöpfung waren die Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Aber wo hat er sonst nicht geholfen mit Rat und Tat! Bis er sein altes Ziel doch erreichte, das Pfarramt. Dem widmete er sich nun ganz. Es ist ihm doch schnell zu viel geworden. Von Hause aus und bis über das Militärjahr hinaus kerngesund hat er durch seine Krankheit eine schwere Schule durchgemacht. Nun ist sie doch stärker gewesen als seine Energie. Wie schwer mag ihm der Abschied geworden sein von seiner Familie, von seinen vier Buben! Aber noch weiß ich nichts von seinen letzten Tagen und Stunden. Er wird mir, er wird uns wie oft fehlen! Und unvergessen bleiben. R

Dogmengeschichte der Alten Kirche. Von D. Friedrich Wiegand. Evangelisch-theologische Bibliothek, herausgegeben von B. Beß. Leipzig, Quelle und Meyer 1912. 141 S. Gebunden 3,50 Mk.

Auf der Eisenacher Tagung von 1912 empfahl Harnack den jüngeren Theologen, das Studium der Dogmengeschichte nicht zu vernachlässigen. An Mitteln zu diesem Studium ist bekanntlich kein Mangel. So ist die neueste vorliegende Dogmengeschichte offenbar nicht innerer Notwendigkeit entsprungen, sondern verdankt ihr Dasein buchhändlerischem Unternehmungsgeiste. Ihr Verfasser hat nicht den Ehrgeiz, eine neue Fassung der Disziplin oder eine neue Auffassung des dogmengeschichtlichen Verlaufs vorzutragen; er bewegt sich durchaus in dem von Harnack, Loofs, Seeberg abgesteckten Rahmen. Ein klares Bild von dem, was kritische Dogmengeschichtschreibung bedeutet, wird freilich kein Neuling dem Buche entnehmen können. Aber wer die wichtigsten altkirchlichen Lehrtypen einmal in möglichster Kürze zu überblicken wünscht, wird den sorgfältig gearbeiteten, mit trefflich ausgewählten Quellenstellen versehenen Grundriß gern zur Hand nehmen. Heussi

Eine schier unglaubliche Verunglimpfung Hegels in der Augustnummer des „Völkerfriede" darf nicht unwidersprochen bleiben. Und zwar im Interesse der deutschen Friedensgesellschaft selbst, der auch Schreiber dieses angehört. Es heißt dort in einer Auseinandersetzung mit Frederking-Charlottenburg:

„Zu dem Ernst, der die Voraussetzung jeder ehrlichen Verhandlung ist, gehört auch, daß man uns im Jahre 1913 nicht mit Hegel kommt. Eigentlich hört jede Auseinandersetzung auf, wo dieser Denk- und Sprachjongleur, dieser »Maltraiteur« des deutschen Geistes heraufbeschworen wird.*)... Versuche doch einmal jemand, nur ein paar Sätze Hegelschen Jargons ins Deutsche zu übersetzen; er wird bald inne werden, wes Geistes Kind dieser »Denker« ist!*) Frederking zitiert eine Hegelsche Definition vom Staat. Zur Belustigung von Freund und Feind sei sie hier nachgedruckt: »Das Volk als Staat ist der Geist in seiner substanziellen Vernünftigkeit und unmittelbaren Wirklichkeit, daher die absolute Macht auf Erden; ein Staat ist folglich gegen den andern in souveräner Selbständigkeit.« Frederking nennt das »tiefsinnig". (Man nennt gern tiefsinnig, was man sich und andern nicht verständlich machen kann.) In Wirklichkeit ist es echter, absoluter Hegelscher Mist."*)

Soweit der Mitarbeiter des „Völkerfriede". Hegels Begriffsbildung ist eine Sache für sich, die aus dem Zusammenhange seines Systems verstanden sein will. Definitionen heute lebender angesehener

*) In der Vorlage nicht gesperrt.

Philosophen lassen sich geradeso außerhalb des Gedankenganges jeder Zeit mühelos lächerlich machen. Auch Hegels Stellung zur Friedensfrage ist eine Sache für sich. Man kann seine gesamte Haltung in diesen Dingen unhaltbar finden. Aber es liegt nicht der leiseste Grund vor, den Ehrennamen dieses Denkers zu beschimpfen, der ein Denker bleibt, auch wenn ihm dieses Wort im Jahre 1913 in Gänsefüßchen gesetzt und seine Denkarbeit mit den Produkten des Viehs verglichen wird.

Findet diese Tonart im „Völkerfriede" Nachfolge, so wird man damit die Sache der deutschen Friedensgesellschaft schlimmer schädigen, als die Kriegsfreunde es je vermöchten. Solche Zügellosigkeiten sollten von allen Friedensfreunden aufs Schärfste zurückgewiesen werden.

Paul Jaeger

Der Kampf um die nassauische Generalsuperintendentur. Man beklagt sich in Nassau, daß die Christliche Welt im Kampf um die Neubesetzung der Generalsuperintendentur versage. Ich habe neulich angedeutet, daß ich mich mit dieser Sache nicht befassen möchte. Weshalb? Weil ich nichts verderben wollte. Die Dinge liegen so klar, und sie sind in den Zeitungen (besonders der Frankfurter Zeitung) der Hauptsache nach vor der breitesten Oeffentlichkeit so klar gestellt, daß man sich der Hoffnung hingeben durfte, das genüge. Ob ein offenes Wort auch in der Christlichen Welt an zuständiger Stelle in Berlin den rechten Entschluß noch zu fördern vermag? Ich weiß es nicht. — Aber ich will auf den erfahrenen Appell hin nicht länger schweigen. Nach nassauischem Recht hat das um den Synodalvorstand erweiterte Konsistorium die Befugnis, dem Landesbischof, d. h. dem vom Kultusminister beratenen König, eine erwünschte Persönlichkeit zum Generalsuperintendenten vorzuschlagen. Das Kollegium trat zusammen und schlug mit einer Stimme Mehrheit den Hofprediger Ohly in Berlin vor. Ohly ist Nassauer, aber eine im preußischen Parteileben inzwischen stark hervorgetretene Persönlichkeit, darum nach dem Urteil der großen Mehrheit der Interessenten in Nassau gerade für diese dem Parteitreiben völlig abholde Kirche ungeeignet. Man erwartete und wünschte in Nassau allgemein den (keineswegs „liberalen") Direktor des Predigerseminars in Herborn, Professor D. Knodt, auf den durch D. Maurers Rücktritt frei gewordnen Posten. Für Knodt stimmten in genanntem Kollegium sämtliche Männer des Synodalausschusses, für Ohly sämtliche Mitglieder des engern Konsistoriums. Eine Stimme Mehrheit für Ohly aber kam dadurch zustande, daß — wie ad hoc — ein neues Mitglied des Konsistoriums noch eben in letzter Stunde ernannt worden war und für Ohly stimmte. Die Antwort darauf war eine tiefe und allgemeine Erregung in der nassauischen Landeskirche. Die verschiedensten Instanzen fühlten sich verpflichtet, beim Kultusminister in Berlin gegen den „einstimmigen" Vorschlag vorstellig zu werden. Insbesondre rührte sich in diesem Sinne der Pfarrerverein, der gerade in Nassau tatsächlich aus Pfarrern der verschiedensten Richtung zusammengesetzt ist. Doch auch die Freunde Ohlys rührten sich. Eine Ergebenheitsadresse für Ohly fand 104 Stimmen bei einer Zahl von 286 Geistlichen in Nassau. Den Wortlaut dieser Adresse kenne ich nicht; einen gemeinsamen Wunsch, daß Ohly Generalsuperintendent werden solle, drückt sie keinesfalls aus. Und als der Pfarrerverein jüngst in Limburg tagte, widmete er nicht nur einmütig dem D. Knodt die Erklärung „unbedingten Vertrauens" und der „festen Zuversicht, daß sämtliche Geistliche aller Richtungen diesem Votum zustimmen"; er erkannte nicht nur ebenso einmütig an, daß der Vorstand des Vereins „in der Generalsuperintendentenfrage nach Pflicht und Gewissen gehandelt habe"; sondern er beschloß obendrein noch mit 49 gegen 7 Stimmen ein deutlicheres Vertrauensvotum für den Vereinsvorstand: denn er sei „überzeugt, daß die Maßnahmen des Vorstands in der Generalsuperintendentenfrage hervorgegangen sind aus ernster Sorge um die berechtigte Eigenart und den dauernden Frieden" der nassauischen Landeskirche. — Nach Alledem ist meines Ermessens kein Zweifel daran erlaubt, was der Kultusminister an höchster Stelle beantragen wird, wenn er dem Sinne der bestehenden nassauischen Kirchenverfassung gerecht werden will. R

Kleine Mitteilungen. Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung beschäftigt sich in Nr. 32 mit den in unserer Zeitschrift veröffentlichten Briefen zur Diesseitsreligion. Sie äußert u. A. ihr Erschrecken darüber, daß sich im Leserkreise der „Christlichen Welt", soviel Zustimmung zu den Anschauungen Zastrows äußere und fährt dann fort: „Die meisten Zuschriften sind fast ein Jubel darüber, daß so deutlich ihre Meinung durch von Zastrow ausgesprochen sei. D. Rade mag es schmerzlich berühren, nach jahrzehntelanger Arbeit vor einen solchen Ernteertrag sich gestellt zu sehen." Die hier im vorletzten Satze aufgestellte Behauptung ist nun aber unrichtig. Unter den 26 veröffentlichten Briefen befinden sich allerdings 11, deren Verfasser man als Anhänger v. Zastrows bezeichnen kann, aber doch 15, die sich gegen seine Diesseitsreligion erklären. Außerdem ist doch aber zu beachten, daß wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlicht haben. Von sämtlichen Laien, die außer einer Reihe Theologen sich zur Sache geäußert haben, sind 1/3 für und 2/3 gegen von Zastrow. Einige halten sich mehr in der Mitte und lassen sich nicht einfach in dem Schema „Für oder Wider" unterbringen. Es wird überhaupt sehr schwer sein, ein völlig zutreffendes Bild von der Stellung der Laien unseres Leserkreises zu diesen Fragen zu gewinnen. Jedenfalls hat diese Umfrage ein ganz anderes Resultat erzielt, als die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung angenommen hat. Es ist also auch für D. Rade kein Anlaß vorhanden, über diesen Ernteertrag zu jammern, vielmehr kann dies Ergebnis ihn und seine Freunde durchaus ermutigen, auf dem bisher eingeschlagenen Wege weiter fort zu gehen. Daß D. Rade trotzdem Manches in diesen Laienaussprachen schmerzlich berührt hat, ist richtig. Er hat ja auch schon in Nr. 33 deutlich zum Ausdruck gebracht, was und warum. W

Verantwortlicher Herausgeber: i. V. Lic. G. Weiß in Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

2.—3. Oktober **Eisenach** Fürstenhof

Donnerstag 2. Oktober Abends 1/2 6 Uhr: **Welche Verpflichtung haben wir zur Politik?** Rade.

Freitag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Welche Grenzen der Lehrfreiheit müssen wir uns selbst setzen?** Mulert.

Donnerstag Vormittag 9 Uhr Generalversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Heute verschied sanft nach schwerem Leiden der Pfarrer der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin

P. D. Friedrich Michael Schiele

im Alter von 45 Jahren.

Im Namen der Hinterbliebenen

Kathinka Schiele** geb. **Heck

***Lippspringe,** den 12. August 1913*

Voraussichtlich wird binnen kurzem die **3. Pfarrstelle** an U. L. Frauen in **Halle a. S.** durch Aufrücken **frei werden.** Grundgehalt II, geräumige Dienstwohnung. Leitung des Jünglingsvereins; — musikalische Begabung erwünscht. Bewerbungen an den **Gemeindekirchenrat,** Halle a S. Marienkirche 2.

Junger Franzose, Pfarrerssohn, licencié es-lettres, sucht Gelegenheit den Monat September in einer deutschen Familie bei freier Station zu verbringen. **Henri Gounelle,** assistant français, **Keilhau,** bei Rudolstadt.

Welche **Dame oder Familie** nimmt 18jährige vermögenslose Vollwaise, die zum 1. 10. ein Berliner Kunstinstitut besuchen soll, gegen nicht zu hohe Pension bei sich auf. Angebote unter **Kunstschülerin** an die Geschäftsstelle der Christlichen Welt.

Villa Sonneck am Rotenberg **Marburg,** mit großem Garten und herrlicher Aussicht ins Lahntal, empfiehlt sich als Sommerfrische. Pensionspreis 3.50 bis 4 Mk. pro Tag.

Haus Hildebrand am Kellersee, auch dicht am Walde gelegen, bietet Erholungsuchenden freundlichen Aufenthalt.

Eutin (Holsteinische Schweiz)

Stud. theol. mit guten Empfehlungen sucht Hauslehrerstelle, die ihm Fortsetzung des Studiums ermöglicht, in oder bei deutscher Universitätsstadt.

D. Julius **Richter**
Berlin-**Steglitz,** Grillparzerstr. 15.

Zwei junge Friesinnen (Schwestern) 20 und 22 Jahre alt, suchen zum 15. Oktober **Stellung als Stützen** in guten Häusern. Offerten erbittet **Matzen, Wenningstedt-Sylt.**

Knaben-Pension

Im **Pfarrhaus Geismar** bei **Frankenberg (Hessen)** finden Knaben liebevolle Aufnahme, gewissenhaften Unterricht, gute Verpflegung, Vorbereitung für alle Schulen. Näheres durch Prospekt.

Nordseebad Hooksiel i. O.

Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Stärkende ozonreiche Seeluft. Großer, schattiger Garten; schöne neu eingerichtete Zimmer. Anerkannt gute Verpflegung. Voller Pensionspreis 3,50 bis 4 Mk. Trinkgelder abgelöst. Prospekt frei.

Erholungsheim Rüßmann.

Antiquariatskatalog II. **Theologie.** 2470 Nummern — versendet gratis auf Verlangen Th. Krische, Univ.-Buchhdl., Erlangen.

Bekanntmachung

Die Stelle **eines Pastors** zu St. Michaelis in **Hamburg** soll besetzt werden. Meldungen sind schriftlich **vom 15. August bis 15. September** bei dem Ersten Kirchspielherrn, Herrn **Senator Holthusen,** Catharinenstr. 7 einzureichen.

Hamburg, den 11. August 1913.

Der Kirchenvorstand zu St. Michaelis

65. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung

15. bis 19. September 1913 in Kiel

Montag, den 15. September. Nachmittags 1/2 4 Uhr Beratung des Zentralvorstands. — Abends 8 Uhr Vorabend zur Begrüßung, gegeben von der Stadt Kiel in Bellevue.

Dienstag, den 16. September. Vormittags 8 1/2 Uhr Dampfschiffahrt. — Nachmittags 3 Uhr Erste nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten. — Nachmittags 4 Uhr Begrüßungsversammlung in der Universitäts-Aula. Jedermann hat Zutritt. — 6 Uhr Gottesdienste. In der Nikolai-Kirche Generalsuperintendent D. Nottebohm-Breslau. In der Ansgarkirche Pfarrer D. Mahnert-Marburg, Steiermark. In der Michaeliskirche Pastor Otto-Leipzig. 8 Uhr Oeffentliche Versammlungen. Im Colosseum Leiter Oberhofprediger D. Dibelius-Dresden. Im Kaisersaal Leiter Konsistorialrat Propst Mordhorst-Kiel.

Mittwoch, den 17. September. Vormittags 10 Uhr Gottesdienste. In der Nikolaikirche Generalsuperintendent Blau-Posen. In der Jacobikirche Hofprediger Dr. Hoffmann-Stuttgart. — Gleichzeitig Kindergottesdienste. In der Heiligegeistkirche Pastor D. Zauleck-Bremen, in der Ansgarkirche Pfarrer D. Blanckmeister-Dresden, in der Lutherkirche Pfarrer Faust-Dornfeld, Galizien. — Auch in den anderen Kirchen der Stadt werden Kinderpredigten von Diasporapfarrern gehalten werden. — 12 Uhr Erste öffentliche Hauptversammlung in der Universitäts-Aula. Eröffnungsansprache des Vorsitzenden Geh. Kirchenrat D. Hartung-Leipzig; Jahresbericht des Zentralvorstandes Generalsekretär Pastor Geißler-Leipzig; Ueberreichung der Geldfestgaben; Ueberreichung der Gustav Adolf-Kindergabe; Ansprachen. — 5 Uhr Zweite nichtöffentliche Versammlung. — 8 Uhr Oeffentliche Versammlungen. In Wriedts Festsaal. Leiter Superintendent D. Cordes-Leipzig. Im Schloßhof Leiter Pastor Dr. Stubbe-Kiel.

Donnerstag, den 18. September. Vormittags 9 Uhr Zweite öffentliche Hauptversammlung in der Universitäts-Aula. — Besprechung des Jahresberichts des Zentralvorstands, eingeleitet durch Geh. Kirchenrat Prof. D. Rendtorff; Bericht über die Zentralkassenrechnung; **„Die evangelische Diaspora in Galizien“.** Berichterstatter Pfarrer D. Zöckler-Stanislau. Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden: **Gubringen** in Westpreußen, **Huckarde** in Westfalen und die Diaspora von **Leoben** im oberen Murtale, Steiermark, vorgeschlagen worden sind: Bericht des Superintendenten Beyer-Hannover. — Ansprachen und Beschlüsse. — 8 Uhr Kirchenkonzert des Nikolaichors in der Nikolaikirche.

Freitag, den 19. September. Vormittags 9 Uhr Fahrt in See.

Wohnungen durch Pastor Niesen, Kiel, Niemannsweg 41. Anmeldestelle Montag den 15. früh 9 bis Dienstag Abend am Hauptbahnhof außerhalb der Bahnsteigsperre. Programme von der Geschäftsstelle des Zentralvorstands in Leipzig.

Vormals katholischer Geistlicher, seit 8 Jahren evangelisch und in höherer Privatschule tätig, sucht sofort Stellung als **Redakteur, Anstaltsleiter, Hausvater, Gemeindehelfer** oder sonst etwas. Hülfe dringend nötig, da die Lage sehr traurig ist. Näheres durch den Herausgeber d. Bl.

Soeben erschienen von Dr. med. **Wilhelm Winsch:**

1. **Zur Geschichte meines Ehrengerichtlichen Prozesses.** Preis 55 Pfg.
2. **Ueber Wärmekultur,** eine neue Methode den Körper mit Kraft zu laden, ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen. 4. Auflage. Preis 70 Pfg.
3. **Pri Varmokulturo.** Per varmo al sano. (Esperanto Ausgabe). Preis 1,60 Mk.

Zu beziehen durch das **Erholungsheim Anker, Henkenhagen,** Kr. Kolberg

Bleyle's Knaben-Anzüge aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.** Ausserordentlich haltbar daher billig! Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis! Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik **WILH. BLEYLE, Stuttgart.**

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung in Tübingen

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Herausgegeben von **Friedrich Michael Schiele †.**

IV. Reihe, 17. Heft.

Lic. **Goetz,** Pfarrer in Dortmund, **Das apostolische Glaubensbekenntnis.**

Bekenntnisverpflichtung und Lehrzucht sind die Schlagworte für die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart. Dabei werden unter „Lehre“ und „Bekenntnis“ in allererster Linie die sogenannten „Heilstatsachen“ verstanden, als deren Zusammenfassung das **apostolische Glaubensbekenntnis** gilt. Eine kurze Darstellung der wirklichen Geschichte und eine Erläuterung des wahren Sinns dieses Symbolums wird daher allgemein willkommen sein.

Je lebhafter der Streit um das apostolische Glaubensbekenntnis in allen evangelischen Landeskirchen geführt wird, desto mehr bedarf es der Aufklärung weitester Kreise über die gesicherten Ergebnisse der theologischen Forschung auf diesem Gebiete.

IV. Reihe. 21. Heft.

D. **Wilhelm Herrmann,** Professor in Marburg, **Die mit der Theologie verknüpfte Not der evangelischen Kirche und ihre Ueberwindung.**

I. Reihe. 1. Heft.

D. **Paul Wernle,** Professor in Basel, **Die Quellen des Lebens Jesu. Dritte Auflage.**

Einzelpreis pro Heft Mk —.50, gebunden Mk. —.80
Abonnementspreis pro Heft Mk. —.40, kartoniert Mk. —.65.

Vom **1. Januar 1913** ab erscheinen die **Religionsgeschichtlichen Volksbücher** nur noch in **zwangloser Folge.** Einfache Hefte kosten wie bisher im Einzelverkauf Mk. —.50, im Abonnement wird jedes einfache Heft mit Mk. —.40 berechnet.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 7. Einladung zur 29. Jahresversammlung des A. E. P. M. V. in Braunschweig am 14.—17. September — Bericht des Sup. D. Schiller in Kioto — Aus der Mission der Gegenwart — Bücherbesprechungen — Aus Zeitschriften und Jahresberichten.

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 433 147 650 M. Vermögensbestand 163 190 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.